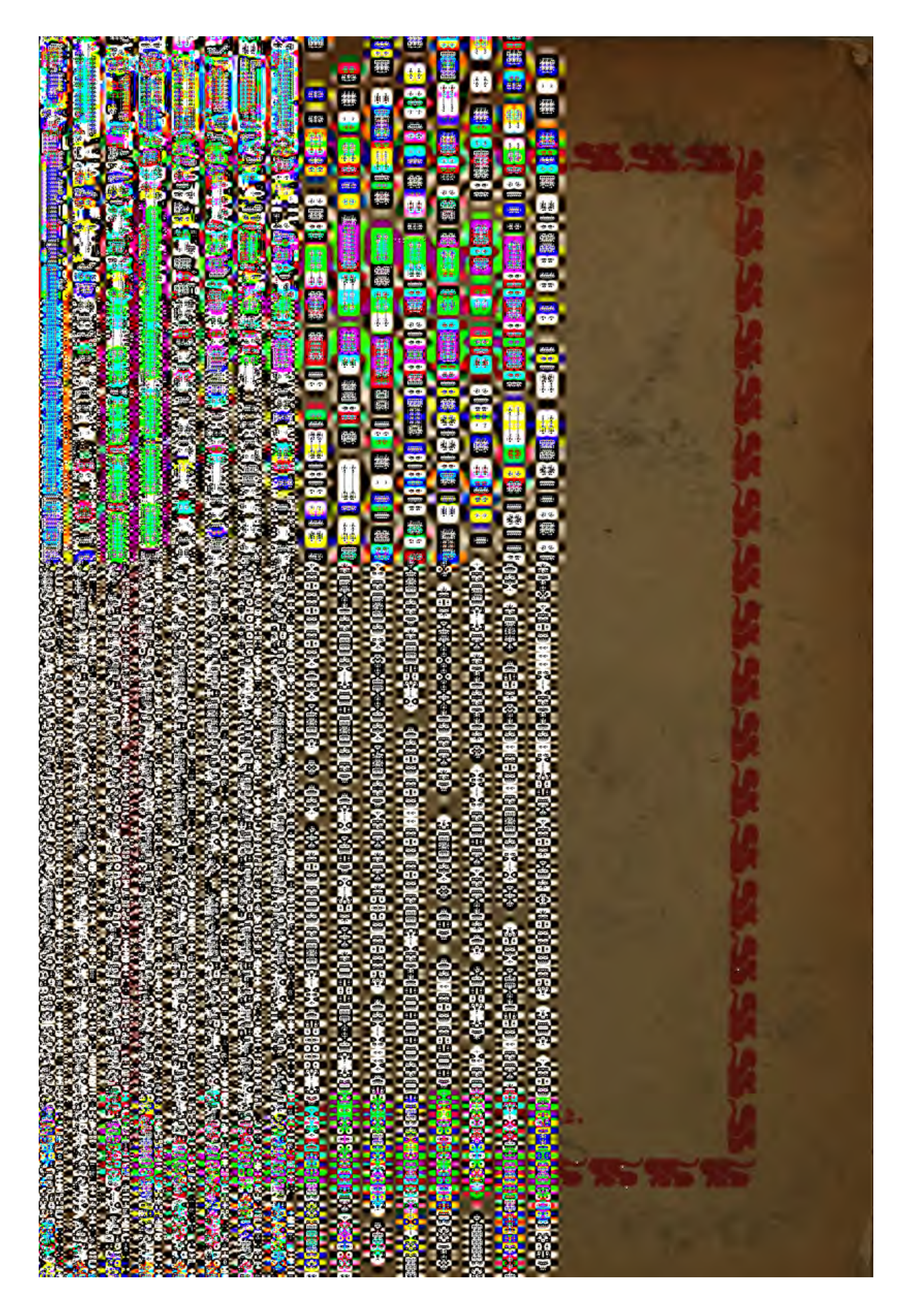
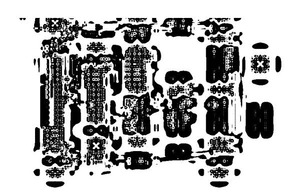
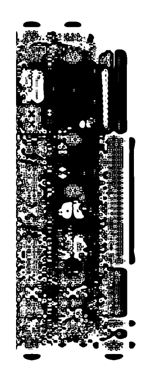
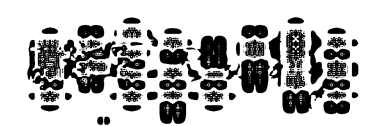
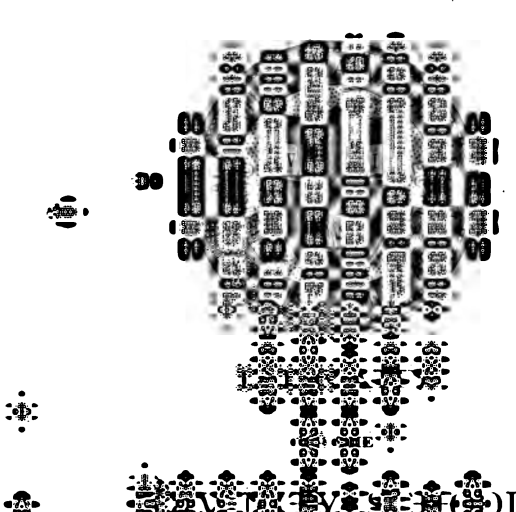
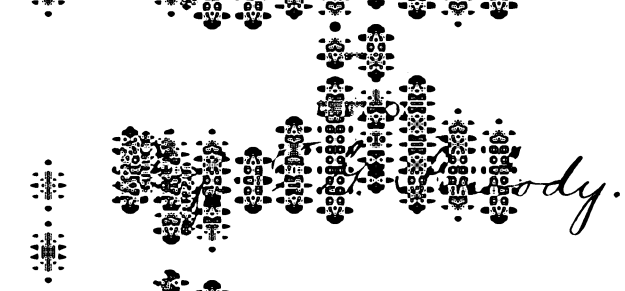


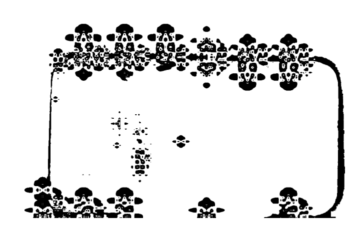












# Abendstunden

## Religiöse Betrachtungen

von

**Fr. G. Peabody**

Professor a. d. Harvard-Universität Cambridge.

Autorisierte Übersetzung

von

G. Müllenhoff

mit einem Vorworte

von

Otto Baumgarten

Professor a. d. Universität Kiel.



Gießen

J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung

(Alfred Töpelmann)

1902.

Druck von C. G. Röder in Leipzig.
18351. 02.

# Vorwort.

Es ist ein Wagnis, diese Abendandachten, die so ganz für die Bedürfnisse eines amerikanischen College gedacht sind, unserer deutschen Gemeinde zur Erbauung zu bieten. Die Zahl derjenigen ist ja doch gering, die sie schon aus Interesse für das amerikanische Bildungswesen, das sich in ihnen vortrefflich spiegelt, lesen werden. Und auf deutsche Studenten als ein ausreichendes Publikum zu rechnen, verbietet vielfache Erfahrung mit deren religiöser Bedürftigkeit. Nur die weitere Gemeinde kann die nicht geringe Mühe der Übersetzung eines so durchaus amerikanischen Geistesproduktes lohnen.

Die Übersetzerin, die vor anderthalb Jahren desselben Verfassers „Morgenandachten für Studenten“ im Hinrichsschen Verlage erscheinen ließ, ist von der Eigenartigkeit und Erbauungskraft dieser Abendandachten so fest überzeugt, daß sie an der Empfänglichkeit Vieler für diese Form der erbaulichen Rede nicht zu zweifeln vermag. Und auch ich mag nicht auf die Hoffnung verzichten, daß, was mir, der sein Haupterbauungsmittel in Robertsons Predigten gefunden, so reiche Anregung und Vertiefung des religiös-sittlichen Gedankenlebens gebracht hat, auch weiteren Kreisen sich als Quelle von Licht und Kraft erweisen wird. Das Eigenartige dieser Andachten ist die entschlossene und geschlossene Wendung aller Schriftgedanken auf das Interesse und Verständnis solcher Kreise,

die im vollen Strom des modernen Kultur- und Gedankenlebens stehen und doch gerade über seine Unrast und seinen zerstreuenden Tumult hinausgehoben zu werden wünschen in eine Welt, da sie frei und tief aufatmen können; es ist, damit eng verbunden, die stete Beziehung aller Gegenstände auf die Grundtriebe jugendlichen, aufstrebenden Lebens, auf ein Leben, das der Selbstbildung und der Vorbildung für den Dienst des Volks gewidmet ist. Wir besitzen in Deutschland wahrlich nicht viele Erbauungsbücher, wenn wir nicht Hiltys Schriften dazu rechnen, die so energisch die innere Situation der kämpfenden, mit den Problemen der heutigen Zeit wie des ewig gleichen eigenen Wesens ringenden Jugend, ihre Bedürfnisse der Selbstbildung berücksichtigen und so viel Weitsinnigkeit mit so viel schlichtem Ernst verbinden.

Was aber besonders zu betonen ist: der akademische Redner wendet sich nicht an die Aristokratie des Geistes, obschon er tüchtiges Nachdenken fordert, er hält sich nicht an die Elite der Intellektuellen, sondern mit ganz besonderer Vorliebe zeigt er den Leuten mit zwei oder nur einem Pfund den Weg, wie sie ihr Leben zu einer Quelle des Segens für ihr Volk und so auch für sich selbst machen können; gerade der trägen, schwachherzigen, falschen Bescheidenheit ruft er zu: der allmächtige Gott bedarf Eurer! und giebt ihnen eine neue Schätzung ihrer Person und ihrer Pflicht. Denn nicht bloß an die Reflexion wenden sich diese ruhigen und gehaltenen Worte, sondern mehr noch an den Willen, der zum Dienst des Lebens von sich selbst frei werden will. Nicht dem Heroismus weniger Erlesener, sondern der Treue und verantwortungsbereiten Tüchtigkeit des oberen Durchschnitts will er einen Anstoß geben zu ewiger Bewegung. Und mit

welchem gesunden Wirklichkeitssinn sucht er das gottselige Leben und die gegenwärtige Zeit zusammenzufassen! Er will die Verhältnisse der Jetztzeit als ein Material hinnehmen lehren, aus dem ein neuer Typus moralischer Schönheit gebildet werden soll — und doch bleibt das begeistert und feinsinnig nachgezeichnete Bild Christi der Urtypus! Ja, für Jesum Platz zu machen in dieser geschäftigen Welt, unter deren Ideallosigkeit er leidet; in dieser Zeit, die wie keine frühere sich für das Ganze und für geschlossene Massenbewegungen interessiert, dem Einzelnen seinen Wert und sein Wertgefühl zu stärken durch das Sakrament des Dienstes Christi, durch das hohe Ideal der niedrigen That, durch den großen Gedanken der kleinen Freundlichkeit; in dem amerikanischen Leben mit seiner fieberhaften Anspannung und Konkurrenz den Frieden einer an den Quellbächen des innern Lebens sich zum Kampf stärkenden stillen Seele zu predigen — das ist sein ganzes Pathos.

So treten die reinen Erkenntnis- hinter die Charakterfragen zurück. Gerade weil er hauptsächlich an das akademische Leben, seine besonderen Aufgaben und Bedürfnisse denkt, kommt ihm alles darauf an, diese ethische Perspektive deutlich zu machen. Er hat es erlebt, wie oft die Aufmerksamkeit von dem absorbirt wird, was unerklärlich ist, und abgelenkt von dem, was wirklich ist; wie sehr die Dimensionen der Wahrheit durch die Gelehrsamkeit verkannt werden, so daß man durch die Details oft nicht mehr den Durchblick findet zu den großen Zielen des Lebens. Darum, nicht aus intellektueller Gleichgiltigkeit oder mangelnder Geschlossenheit des christlichen Standpunktes, bringt er so wenig christliche Dogmatik vor: es sind wenige, aber durch ihre Einfalt durchschlagende christ-

liche Erfahrungen, die er in das wirkliche Leben des Charakters einführen möchte. Während er aus dem Gleichnis vom Spiegel lernt, daß „eine gesunde Theologie mit einem großen Maß von christlichem Agnostizismus beginnt", ist ihm das Bild Jesu unerschöpflich reich an Veranschaulichungen der Gewißheit: „nicht durch seine Größe gewinnt das Leben Bedeutung, sondern durch die Reinheit seines Spiegels", und der paradoxen Erfahrung, „daß ihr am besten eure eigene Last tragt, wenn ihr die Last eines Anderen hinzufügt".

Doch man prüfe und urteile selbst! Man versetze sich in die Lage derer, die diese Andachten zuerst hinnahmen! Da sammelten sich Donnerstags abends in der Kapelle des College der **Harvard University** die Mehrzahl der Studierenden und viele Angehörige, lauschten dem entzückenden Hymnengesang des gemischten Männer- und Knabenchores und hingen dann den innersten Gedanken ihres eigenen Herzens nach. So laßt uns mit dem Prediger aus der Fülle unseres neuzeitlichen Lebens für wenige Minuten in die Stille innerer Betrachtung einkehren, damit Gottes Gnade uns segne durch ein Wort oder einen Gedanken, der uns da entgegentritt, und, wie er selbst es sich erbeten hat, ganz geheimnisvoll und leise die Flut des Geistes wieder über das ausgedörrte und leere Leben ströme und es aufs neue erfülle mit Kraft und Frische!

Kiel, den 14. Januar 1902.

**Professor D. Baumgarten.**

# Inhalt.

1.

## Ebbe und Flut des Geistes.

Laßt uns besonders an eine wüste Stätte gehen ... und ruhet ein wenig; denn ihrer sind viele, die ab und zu gehen. Markus 6, 31.

Eine der wirkungsvollsten Predigten neuerer Zeit ist die von Dr. Martineau, die er „Ebbe und Flut des Geistes" nennt. Sie ist an die Menschen gerichtet, die gelegentlich, unregelmäßig, ab und zu in die Kirche kommen und sich gleichsam entschuldigen, daß ihr Leben von so verschiedenen Interessen erfüllt ist, während dasselbe sich eigentlich ununterbrochen die Stimmung des Gebetes bewahren müßte. Die Predigt spricht den Grundgedanken aus, daß diese wechselnde Aufmerksamkeit, die sich von der Arbeit dem Gottesdienste, vom Frohsinn dem Grabe zuwendet, nicht der Entschuldigung bedarf, als sei sie ein Zeichen von Schwäche, daß sie vielmehr im Einklang stehe mit der Methode, die auch in dem höheren Leben des Weltalls befolgt wird. Überall, sagt dieser große Redner, herrscht in dem niedern Leben eine beständige, gleichförmige Bewegung der Dinge; aber das höhere Leben ist überall flutend und

wellenförmig; es bedarf der Wandlung und wird durch den Wechsel neu gebildet. Tag und Nacht, Schlafen und Wachen, Arbeit und Ruhe, Lachen und Weinen, Geselligkeit und Einsamkeit, Geschäft und Gottesdienst, dies Alles trägt bei zu der Flut und Ebbe der Thätigkeit und Empfänglichkeit, durch die der Geist des Menschen seine Größe und Kraft erlangt. Das Hin- und Herfluten ist kein Mangel der Religiosität, sondern ihr Ruhm. Es repräsentiert die natürliche Bewegung der Fluten des Geistes.

Ich habe die Stelle aus dem Ev. Marcus — die fragmentarische Schilderung eines Tages aus dem Leben Jesu gewählt, weil sie eine außergewöhnliche Illustration zu der Wahrheit des dahinflutenden Lebens des Menschen ist. Jesus hatte seine geschäftigen Botschafter ausgesandt und war selber von seiner Mission in Anspruch genommen; als nun die Jünger eines Morgens zurückkamen, sagte er ihnen: „. . . Laßt uns besonders an eine wüste Stätte gehen und ruhet ein wenig“ — als ob er und sie das Bedürfnis nach Zurückgezogenheit aus dem Getriebe der Welt in die Einsamkeit haben müßten. Aber eine Menge Menschen folgen ihm in die Einöde, in die er gegangen, und er giebt ihnen zu essen; der Nachmittag geht in unruhigem Gedränge dahin, und da die Dämmerung eintritt, scheint es, als wenn ihn wieder nach einem Ausspannen von der großen Anstrengung verlange, und er geht in die Berge, um zu beten, und wie das Ev. Matth. sagt: „Als der Abend kam, war er dort allein“. Aus dem Gedränge in die Einsamkeit, von der Handlung zur Betrachtung, von der Gemeinschaft mit den Menschen zu

der Gemeinschaft mit Gott, von großen Werken zu großen Gedanken, so bewegt sich das Leben Jesu im Wechsel. Es scheint, als wenn um ihn und in ihm inmitten seiner überwältigenden Arbeit die Ebbe des Geistes einträte, und als wenn er selber von Zeit zu Zeit dorthin gehen müsse, wo der hereinströmende Hauch von Gottes Leben seine eigne Seele wieder aufrichtete.

Gab es je eine Zeit, wo die Menschen es mehr nötig hatten, von der flutenden Bewegung des Geistes zu lernen als heutzutage? — Niemals empfanden die Menschen so sehr die dringenden und überwältigenden Anforderungen des Lebens. Es scheint, als wenn einem Jeden von uns mehr obliege, als ihm zu vollbringen möglich ist, mehr Arbeit und mehr Vergnügen, mehr Vorschriften und Verpflichtungen, mehr Versammlungen und Sorgen, als er bewältigen kann, bis das Leben zum größten Teil ein sich überhetzendes, quälendes Jagen nach den Dingen wird, die noch nicht gethan sind. Aber haben wir nun im Grunde Ursache, darüber zu klagen, daß wir in einer so überaus geschäftigen Welt geboren wurden? Ist es nicht im Gegenteil eine Quelle von Freude und moralischer Sicherheit, daß wir mehr als genug zu thun haben? Ist es nicht gerade das, was das Leben frisch und glücklich erhält und was uns schützt vor Kränklichkeit, Verzagtheit und Verzweiflung? Nein, die wahre Not unserer Zeit kommt nicht daher, daß diese zu reich an Inhalt, zu voll von Interessen ist, sondern, daß es so wenige verstehen, mit ihr umzugehen, wie sie eben ist. Sie scheint von jedem eine fortgesetzte, ununterbrochene, aufreibende Anspannung zu

fordern, während man doch in der That all diesen Anforderungen am besten auf wechselnden, zuweilen unterbrochenen, verschiedenen Wegen begegnet. Das ist die Not des modernen Lebens. Es hat das Gesetz von der Ebbe und Flut des Geistes nicht gelernt.

Woher kommt es, daß der heutige Geschäftsmann an den Rand der Erschöpfung und des nervösen Verfalles getrieben wird? Kommt es daher, daß er überarbeitet ist? Im Gegenteil, er ist gescheitert an der Auffassung der Arbeit; das hat ihn nach und nach zu Grunde gerichtet. Thatsache ist, daß er dem Gesetz der Natur entgegengearbeitet hat. Er glaubte, daß er keine Pause machen dürfe, wenn seine Arbeit Erfolg haben solle, und nun erkennt er, daß gerade die unausgesetzte Anspannung ihn tötet. Woher kommt es, daß ein Gelehrter, der Tag und Nacht studiert, seine Einsicht und Originalität verliert und nur ein Bücherwurm oder Pedant wird? Es kommt daher, daß er nie von seiner Arbeit aufgestanden — wie der Künstler von seinem Bilde zurücktritt, um die einzelnen Teile in der Wirkung zum Ganzen zu sehen. Der weise Gelehrte hält von Zeit zu Zeit inne und läßt sein Werk zu sich reden, und in diesem ruhigen Augenblick strömt ihm eine neue Wahrheit zu und die Flut des Geistes ergießt sich wieder über seine trockne Arbeit.

Und was fehlt denen, die nichts zu thun haben und ihr Leben dem Vergnügen widmen? Weshalb wird uns das Jagen nach Vergnügungen so bald schal und langweilig? Weshalb vernichtet Ruhelosigkeit und Unzufriedenheit und Langeweile das Leben derer, die frei von Sorge

zu sein scheinen? Weil jeder fortdauernd verfolgte Lebensweg die Flut des Geistes hemmt.

Vergnügen, das nicht durch Arbeit abgelöst wird, steht in demselben Gegensatz zu der Natur wie Arbeit, die nie durch Vergnügen unterbrochen wird. Nimm die Arbeit hinweg, die das Spiel reizvoll macht, und das Spiel wird zu einer andern Art Arbeit und zu einer viel ermüdenderen.

Das ist das Gesetz des Lebens; und man muß unwillkürlich daran denken, wenn man nachmittags in diese Universitäts-Kapelle kommt, die mitten in die absorbierenden Beschäftigungen unserer akademischen Welt hineingesetzt ist. Weshalb haben wir diesen Wochentag zu einem Gottesdienst bestimmt? Weshalb pausieren einige von uns gern eine halbe Stunde und lassen die weltlichen Geschäfte ruhen? Wir alle sind geschäftige Menschen, überbürdet mit Aufgaben, Berufspflichten, häuslichen Sorgen. Ist es nicht ein großes Verlangen, daß solche überaus beschäftigte und überbürdete Menschen eine halbe Stunde in der Woche hierher kommen sollen, um nichts zu thun? Ist es nicht die reine Selbstgenügsamkeit, hier in der Dämmerung zu sitzen, den Tönen der Musik und den innersten Gedanken unseres eigenen Herzens nachzuhängen?

Das wahre Gesetz des wirksamen Lebens aber fordert solche Abwechslung. Gewiß gab es kein geschäftigeres Leben als das Leben Jesu. Seine ganze, große Mission ward in drei rasch dahineilenden Jahren erfüllt. Und doch sagt er am Morgen zu seinen Freunden: Laßt uns besonders an eine wüste Stätte gehen, und ruhet ein wenig! Dann, als der Abend kommt, ist er allein in den

Bergen. Das ist der Ort des Gottesdienstes in einer Welt voll Arbeit. Es ist keine Flucht vor der Pflicht oder ein Wegschleichen von derselben, sondern es ist die Erneuerung der Kraft, um die Pflicht auf sich nehmen und vollbringen zu können. Die Arbeit des Lebens wird nicht mit einem heißen, fiebrigen, überbürdeten Sinn gut vollbracht, sondern mit ruhigem Geist, der gestärkt ist durch einige Augenblicke der Zurückgezogenheit, und sie wird am besten gethan von dem, der sich von Zeit zu Zeit aus dem angespannten Leben emporziehen und Gott zu seiner Seele reden läßt.

Inmitten dieser geschäftigen, modernen Welt kommen wir von Woche zu Woche hierher, nicht um störend in unser Leben einzugreifen, sondern um es zu beruhigen, zu bereichern und zu erweitern. Wir erwarten von diesen Nachmittagen keine großen, geistigen Diskussionen und Instruktionen; wir kommen, um das Gleichgewicht des Lebens wieder herzustellen und den Botschaften Gottes, die in dem Wirbelwind und dem Feuer der täglichen Arbeit so oft unbeachtet vor uns vorüberziehen, Gehör zu geben in stiller, sanfter Betrachtung.

Wenden wir uns unserm dahinjagenden Leben zu, so erscheint es uns zuweilen trocken, nüchtern und seicht, als wenn es kaum all der Anstrengung und Mühe wert wäre. Es gleicht einem Strom, der sich in den ebbenden Ozean ergossen hat, bis von dem frischen Strome nichts geblieben ist, als sein trocknes, enges, unreines Bett, nach welchem es sich nicht lohnt zurückzuschauen. Und dann durch einen einzigen von den Myriaden Einflüssen aus Gottes Leben und vielleicht mit Gottes Gnade durch ein

Wort oder einen Gedanken, der uns in dieser halben Stunde ruhigen Gottesdienstes entgegentritt, strömt ganz geheimnisvoll und leise die Flut des Geistes wieder über das ausgedörrte und leere Leben und erfüllt es auf's neue mit Kraft und Frische, und der Strom findet sich wieder breit und tief und fließt ruhig aus, der flutenden See zu.

---

2.

## Das Gleichnis vom Spiegel.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort; dann aber von Angesicht zu Angesicht.
1. Kor. 13, 12.

In diesem Spruch ist der Kontrast zwischen dem unvollkommenen und dem vollkommenen Leben geschildert, zwischen der Erkenntnis, die wir hier erreichen, und der, die wir im Himmel zu erlangen hoffen. Dieser Unterschied, sagt der Apostel, gleicht dem Unterschied zwischen Dingen, die wir im Spiegel sehen, und Dingen, denen wir gerad' ins Gesicht blicken. In dieser Welt kann unsere Erkenntnis nur mittelbar sein durch einen Spiegel, oder „in einem Rätsel", wie die revidierte Übersetzung sagt. In dem vollkommenen Leben werden wir unmittelbar von Angesicht zu Angesicht sehen. Hier gleichen wir den Menschen, die, während sie arbeiten, dem Licht den Rücken zuwenden, weil es in der That besser ist, so zu arbeiten, und dort werden wir, gleichsam aus der Welt des Reflexes heraus in die Klarheit des vollen Sonnenscheines treten und von Angesicht zu Angesicht schauen. So sagt das

Gleichnis vom Spiegel. Es ist ein Gleichnis, das uns zuerst die Grenzen und Unvollkommenheiten unseres jetzigen Wissens lehrt. Der Apostel will sagen, daß alles, was wir hier wissen, uns nur übermittelt ist. Wir haben Prophezeiungen und Sprachen und Wissenschaften; aber sie alle sind nur Stück- und Zeitwerk und müssen schließlich abgethan werden; deshalb muß ein Geist, der sich dieser Welt der unvollkommenen, fortschreitenden Erkenntnis anpassen will, für Wandel und Wachstum offen sein. Absolut feste Überzeugung ist nicht für eine Welt, die niemals völlig erkannt wird.

Unter solchen Bedingungen ist das erste Zeichen der Weisheit das Bekenntnis, daß es eine große Menge Dinge giebt, die man nicht versteht. Eine gesunde Theologie beginnt mit einem großen Maß von christlichem Agnosticismus. Wie Thomas Arnold gesagt hat: „Das Verderblichste in der Welt ist das Bemühen, die Dinge auf demselben Standpunkt zu erhalten; denn es ist der Natur zuwider." Wie langsam hat es die christliche Welt gelernt, daß hier nur ein Teil der Erkenntnis erlangt werden kann. Wie ereifern sich die Menschen über Meinungsverschiedenheiten, während doch jede Partei nur „in einem Rätsel" sieht. Die meisten heißen Kämpfe, die in der Geschichte der Theologie entbrannt sind, haben sich um Dinge gedreht, die man in einem Spiegel sieht; und die Thatsache, daß niemand die Dinge so sehen konnte, wie sie wirklich waren, hat sie zu solch besonders günstigem Streitobjekt gemacht. Einer unserer Prediger sagte einst über solche Streitigkeiten: Ich weiß nicht, zu welchem Schluß sie kamen, und glaube auch nicht, daß es von

irgend einer Bedeutung ist, ob sie zu einer Entscheidung kamen. Die Hauptsache ist, daß sie zu Ende kamen.

Und dennoch sagt uns das Gleichnis vom Spiegel weiter, folgt daraus nicht, daß das, was wir unvollkommen sehen, falsch ist. Es ist nicht notwendig, daß das Licht trügerisch oder unwahr ist, weil es indirekt kommt.

Das, was wir in einem Spiegel sehen, kann ein teilweiser Reflex der vollkommenen Wahrheit sein; zuweilen kann man in der That die Wahrheit am besten in ihrem Reflex sehen. Es giebt Dinge, die blenden, wenn man sie ansieht, und die in einem Spiegel gesehen werden müssen. Wenn der Astronom in unserm Observatorium einen Stern studiert, sieht er nicht den Stern an, sondern den Reflex, den derselbe in den Spiegel wirft; und doch mißt und analysiert er den Stern mit größerer Sicherheit und größerer Genauigkeit, als wenn er ihn direkt beobachtete. Dieselbe Wahrheit bestätigt sich bei den tiefsten Dingen im Leben. Um einen Freund zu lieben oder ihm zu vertrauen, braucht Ihr nicht erst sein ganzes inneres Leben zu kennen. Um Gott gehorchen zu können, braucht Ihr ihn nicht vorher ganz erforscht zu haben. Um jede Thatsache herum ist ein Kreis von Unbekanntem, und doch wird aus diesem Unbekannten heraus ein wirklicher Reflex auf die Welt des Wissens, wie auf einen Spiegel, geworfen. Es giebt in jedem ernsten Leben einen verborgenen, abgeschlossenen Raum, in den man nie hoffen darf einzudringen, und doch leuchten aus diesem innern Leben Züge heraus, die die Wahrheit erkennen lassen und die man in dem Spiegel der Seele auffängt.

Wenn wir das Leben Jesu studieren, wird uns zu-

weilen die undurchdringliche Region seines Charakters bemerkbar, in die seine Jünger keinen Einlaß hatten, und die keiner zu deuten versteht, und wir hören ihn sagen: Es kennet mich niemand als der Vater.

Und dann wieder empfinden wir, daß ein Hauch dieses Lebens sich uns mitteilt, sich auf uns fortpflanzt, und daß sein Licht von unserm Leben aufgefangen wird, und wir hören ihn sagen: „Ich bin das Licht der Welt". „Wer mir nachfolgt, wird das Licht des Lebens haben". Und zuweilen, wenn wir die Geheimnisse Gottes studieren, fühlen wir wie Moses, daß es einen Glanz giebt, den wir wohl sehen möchten, aber nicht sehen können; zu andern Zeiten klärt sich die Welt wieder vor uns auf, und wir erkennen die Bedeutung des Lebens und empfangen, wie der Apostel sagt, mit offnem Angesicht wie in einem Spiegel die Herrlichkeit des Herrn. So zeigt sich in unserer jetzigen Erkenntnis der Dinge dieselbe Eigenschaft der Halbheit, wodurch der Spiegel uns ebenso lockt als verwirrt: die Vergewisserung einer Wirklichkeit, die der Reflex uns unvollkommen aber treu offenbart. Wenn also das Licht der Wahrheit nur durch seinen Reflex zu uns kommt, wenn wir die Erkenntnis wie in einem Spiegel empfangen, was ist dann die Aufgabe des Lebens? Zuerst müssen wir den Spiegel rein halten und dann müssen wir den Reflex fortpflanzen. Bei den meisten Menschen liegt die Schwierigkeit nicht darin, daß die Wahrheit ihnen verborgen ist, sondern darin, daß der Spiegel ihres Lebens nicht fähig ist sie aufzunehmen. Wir machen z. B. mit einem erfahrenen Naturforscher eine Wanderung, und die Gegenstände in der Natur ringsum scheinen auf dessen Spiegel und geben

einen Reflex, der für uns ganz unsichtbar ist. Die Sterne über uns und die Felsen unter uns verkünden ihm die Gesetze der Natur, während sie vergebens auf den Spiegel unseres unaufgeklärten Geistes scheinen. In derselben Weise kann man vor einer geistigen Thatsache wie dem Leben Jesu stehen: obgleich die Wahrheit dem Beschauer entgegenstrahlt, ist der unklare Spiegel unfähig, sie zu reflektieren. Das Licht kommt zu den Seinigen und die Seinigen nehmen es nicht auf. Die vollständige Würdigung eines Charakters sowohl wie die Würdigung von allem, was schön ist, verlangt von dem Beobachter Empfänglichkeit.

Und nun zu der andern Eigenschaft des Spiegels, der Fähigkeit, das Licht fortzupflanzen. Es ist die Natur des Lichtes, zu leuchten. Es wirft seinen Schein auf eine Stelle, um von dieser zu einer andern hinüberzugleiten. Ein Knabe kann an seinem Fenster sitzen und in seinem Handglase die ganze Scheibe der Sonne auffangen und seinen überraschten Nachbarn auf der andern Seite der Straße damit blenden. Im Kriege steht zuweilen die Signalmannschaft auf dem höchsten Gipfel eines Hügels und läßt das Licht von einem Spiegel auf den andern blitzen, bis sich die Kenntnis ihres Schlachtplanes weit über das Land fortgepflanzt hat. Nach demselben Grundsatz des Ausstrahlens werden die Botschaften Gottes den Menschen übermittelt. Der Spiegel eines reinen Lebens fängt das Licht auf seiner ungetrübten Oberfläche auf, dann gleitet das Licht weiter auf das Leben Andrer hinüber, und so werden durch die Zeiten und Jahre hindurch die Absichten Gottes fortgepflanzt und zur Erkenntnis gebracht.

Es bedarf nur eines sehr kleinen Spiegels, um den ganzen Kreis der Sonne zu reflektieren. Es bedarf nur eines ganz unbedeutenden Lebens, um in einem klaren Bilde den Reflex von Gottes Licht fortzupflanzen. Nicht durch seine Größe gewinnt das Leben Bedeutung, sondern durch die Reinheit seines Spiegels.

So ist also unser gegenwärtiges Leben eine Welt teilweisen Erkennens, eine Welt übertragenen Lichtes. Und jenseits, sagt der Apostel, ist eine Welt, wo wir nicht in einem Spiegel sehen werden, sondern von Angesicht zu Angesicht. Was ist das Wesen jener zukünftigen Welt? Könnte es nicht die vollständige, unverhüllte Erkenntnis der Dinge sein, die uns hier noch nicht klar sind? Die Wahrheit ohne die Möglichkeit ihr zu entrinnen, die Wirklichkeit des Lebens in ihren höchsten und weitesten Zielen?

Welcher Art ist die Bestrafung, die wir „Hölle" nennen? Könnte sie nicht das vollständige Erkennen der Zwecke und der Wirkung unserer Sünden und Fehler sein? Diese Dinge gerade so zu sehen, wie sie sind, die Größe unserer Thorheit, die Tiefe unserer Schuld, das Ausbreiten und sich Fortpflanzen unserer Sünden — das wird eine größere Geißel sein für eine Seele, die sich selber schuldig spricht — als Züchtigungen von Skorpionen.

Und was wird der wesentliche Charakter jenes Lebens sein, das wir „Himmel" nennen? Sollte es nicht die vollständige Erkenntnis aller Dinge sein, die Auflösung jeden Mißklanges in Harmonie, die Lösung aller Lebensrätsel, das tiefe Verstehen aller Motive des Lebens, die Offenbarung der Ordnung und Gerechtigkeit in Gottes geheimen Wegen?

Die alte Kirche behauptete, daß das selige Schauen, der bloße Anblick des wahrhaftigen Gottes die Heiligen befriedigen würde. Es war ein wahrer Lehrsatz. Das Wesen einer vollkommenen Welt besteht in dem Erblicken der Wahrheit von Angesicht zu Angesicht, in dem seligen Erkennen der göttlichen Pläne, in dem Schauen von Gottes Welt, wie sie wirklich ist.

Was ist nun, da wir in der Welt des reflektierten Lichtes leben, unsere Pflicht? Den Spiegel so im Stande zu halten, daß er das Licht weiter strahlt. Was ist der Glaube an Gott? Es ist das Vertrauen, daß das Licht, obwohl es von hinten kommt, zuverlässig und wirklich ist. Was ist der größte Mißgriff im Leben? Den Spiegel bedecken, weil er nicht die Sonne ist, und sich daran genügen lassen, im Dunkeln zu sitzen. Was ist leben? Das Licht über die Schulter scheinen lassen in der Erkenntnis, daß es sich so am besten arbeiten läßt. Und was ist sterben? Sich von dem Spiegel an der Wand abwenden und aus dem schattigen Arbeitszimmer in das unmittelbare, ununterbrochene Sonnenlicht Gottes gehen.

---

3.

## Der Brunnen im Thal von Baca.

Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten und von Herzen dir nachwandeln, die durch das Jammerthal gehen und machen daselbst Brunnen.
Psalm 84, 6—7.

Baca bedeutet „Weinen". Das Thal von Baca ist die Stätte des Leids, der Trostlosigkeit, der Reue, das trockne, unfruchtbare, einsame, wüste, unwirtliche Thal, das jeder von uns eines Tages durchschreiten muß. Vielleicht gab es auf dem Wege nach Jerusalem wirklich ein solches Thal. Der sogenannte Pilgerpsalm, der von frommen Reisenden gesungen wurde, wenn sie sich der heiligen Stadt näherten, lautet: „Meine Seele dürstet nach den Vorhöfen des Herrn. Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser denn sonst tausend." Während sie so singen, erinnern die Sänger sich vielleicht der freudlosen Straße, auf der sie gekommen sind. Sie rufen einander jenes versengte, schattenlose, zwischen felsigen Hügeln gelegene Thal ins Gedächtnis zurück und stimmen den Lobpsalm an für den Mann, der auf dem Wege durch jenes Thal dort einen Brunnen grub. In einem Lande wie dem unsern ist es nicht leicht, die Empfindung zu würdigen,

die man in Palästina für einen Mann hegte, der einen Brunnen grub. Im alten Rom wurde dem die höchste Ehre erwiesen, der eine Brücke über die trügerische Tiber gebaut hatte. Der Hohepriester, der zuerst ein solches Werk plante, wurde ein Pontifex, ein Brückenbauer genannt, und noch heute trägt das Haupt der römischen Kirche den Namen Pontifex Maximus, der größte Brückenbauer. In den Ländern des Orients handelt es sich jedoch nicht darum, Wasser zu überbrücken, sondern es zu finden. Den Thälern dort fehlt das Wasser sowohl als die Bäume; sie sind ausgedörrt und schattenlos, unbeschreiblich unfruchtbar und steinigt, so daß ein Reisender in Palästina einst sagte, das Land sehe aus, als wenn es für seine Sünden gesteinigt worden sei. Wessen ein Mensch oder ein Kamel für seinen Tageslauf zumeist sicher sein muß, ist ausreichendes Wasser, und die größte Hoffnung des Reisenden ist, mittags dort Halt zu machen und zu rasten, wo ein kleiner plätschernder Bach und ein wenig Gras ist. Deshalb gedenkt das Volk Jahrtausende hindurch mit Dankbarkeit des Mannes, der ihm einen Brunnen grub. Aus dem Herzen des Orients heraus tönt dieser Psalm. Noch jetzt macht der Reisende Halt an der Stelle, wo der Patriarch Jakob einen Brunnen grub und sich und seine Kinder und sein Vieh tränkte, und noch heute ziehen die galiläischen Frauen abends gruppenweise aus der Stadt hinaus zu dem Dorfbrunnen, gerade, wie sie es thaten, als Jesus die Samariterin traf, und sie setzen ihre Krüge auf den Brunnenrand und plaudern miteinander, während die Sonne hinter den bläulichen Hügeln untergeht.

Wohl dem Menschen, der, wenn er durch das Thal

des Leids geht, dort einen Brunnen gräbt. Es scheint, bei einer Gesellschaft fröhlicher Menschen, wie sie sich hier an schönen Nachmittagen versammelt, gar nicht am Platze zu sein, von dem Thal des Leids zu reden. Warum nicht von Jugend und Glück, von Hoffnung und von den Höhen der Verheißung sprechen? Und doch, wer von uns ist so jung und so unerfahren, daß er nicht schon einmal in seinem Leben in solch ein dunkles Thal gekommen wäre, wo der Zweifel an ihm nagte, der versengende Hauch der Versuchung ihn traf und die Erbarmungslosigkeit des Lebens ihn niederschlug gleich der tropischen Sonne, der man nicht entrinnen kann. Ältere Leute unterschätzen in der Regel jenen tiefen Ernst, der auf dem Grunde manch eines jungen, lachenden, neckenden, scheinbar sorglosen Lebens liegt, das vielleicht gerade jetzt ganz allein durch sein Thal des Jammers geht oder schon hindurchgegangen ist. Zuweilen sind es äußere Umstände, die uns einengen, gleich den Hügeln, die das Thal umschließen und uns kaum Raum zum Gehen lassen; zuweilen ist es eine innere Erfahrung, eine große Angst oder Entmutigung, ein Druck oder eine Enttäuschung oder ein Mangel an Selbstvertrauen, was die Straße so elend und unfruchtbar erscheinen läßt.

Zwischen der Jugend und der Reise giebt es in der That eine Zeit, wo das Leben naturgemäß durch sein eigenes Thal des Leids geht. Es ist die Zeit, wo die Interessen und die Bestrebungen der Kindheit ihren Reiz verloren haben und noch nicht durch die Interessen des reiferen Alters ersetzt sind. Was soll ich mit meinem Leben thun? ruft solch eine junge Seele. Zu welchem

Zweck bin ich erschaffen? Hat mein Leben überhaupt einen Zweck? Giebt es in der geschäftigen Welt auch einen Platz für mich? O, mein Gott, zeige mir den Weg, den ich gehen soll! Hilf mir hindurch durch dieses ermüdende Thal der Entscheidung und mit Freuden werde ich die rauhen Hügel der Arbeit ersteigen. Manch ein junger Mensch geht so durch sein Thal von Baca und findet es rauh und ausgetrocknet gleich jenem Mann in dem Gleichnis, der den Teufel aus seinem frühern Leben ausgeschieden hatte, und dann durch öde Stätten ging, Ruhe suchend, die er niemals fand.

Was sollen wir nun thun, wenn einer von uns, sei er jung oder alt, in dieses Thal von Baca eintritt? Einige versuchen, um dasselbe herumzugehen, als wenn sie hoch oben auf dem Hügel einen ebeneren Weg finden könnten. Aber nichts kann uns mehr irreführen als diese Versuche, unser Leid zu umgehen. Ihr macht einen langen Weg um dasselbe herum, bis Ihr es anscheinend überholt, und dann, wenn Ihr wieder auf Euern Lebensweg zurückkommt, liegt das dunkle Thal doch noch vor Euch. Der einzige Weg, um die Aufgaben des Lebens zu lösen, ist nicht um sie herum, sondern durch sie hindurchzugehen; je mehr du vor ihnen zurückweichst, desto mehr wachsen sie an. Und was ist tragischer und bemitleidenswerter als der Anblick eines Menschen, der versucht hat, den Glauben an einen schattigen, glücklichen und ebenen Lebensweg festzuhalten, und der, da er unvorbereitet und schutzlos in sein Thal von Baca tritt, unter der unvermeidlichen Hitze und Bürde des Lebens zu Boden sinkt.

Etwas ganz andres ist es, durch das Thal von Baca

gerade hindurchgehen und es ertragen. Das ist die Art eines tapferen, geduldigen Menschen. Ihr nehmt das Leben, wie es kommt, ohne Wanken, ohne Euch drum herumzuschleichen, und gerade über die rauhen Stellen geht Ihr, so rasch Ihr könnt. Aber nach all diesem ist für den nächsten, nachfolgenden Menschen das Thal doch ebenso heiß und ebenso dunkel wie zuvor. Ihr selbst habt Euch hindurchgerungen und das ist etwas; aber Ihr habt den Weg nicht leichter gemacht für die große Karawane, die da folgt. Ihr habt Eure Pflicht gethan; und Ihr habt dasselbe Gefühl wie jene Männer in der Bibel, die zuletzt sagten: Herr, wir sind unnütze Knechte; wir haben nur gethan, was wir zu thun schuldig waren.

Wenn Ihr aber das Leid, anstatt es zu umgehen oder zu ertragen, zu einer Quelle des Lebens und der Kraft machen könntet, wenn Ihr gerade die Umstände, die Euch am drückendsten schienen, in Erfrischung und Labsal für Andrer Seelen umwandeln könntet, würde es Euch dann nicht klar werden, warum gerade dieses gefürchtete Thal von Baca auf Eurem Wege liegt? Gesegnet sei der Mann, der, wenn er dahin kommt, einen Brunnen gräbt. Unter dem trocknen versengten Boden die Anzeichen des Wassers finden und gerade jenen Platz umbilden zum Grünen, Blühen und Früchtetragen, das ist die schönste Verwertung des Lebens. Ich weiß nicht, wann oder wo Ihr das Thal des Zweifels, der Ernüchterung und Enttäuschung auf Euerm Wege finden werdet; aber ich kenne Eure Aufgabe, wenn Ihr dorthin gelangt. Ihr sollt nicht ausweichen und den Hügel umgehen; Ihr sollt nicht, so schnell Ihr könnt, das Thal durchlaufen; Ihr

sollt das innere Geheimnis und die Frucht der Erfahrung entdecken, gleich jemandem, der den Boden umgräbt. Ihr werdet keiner einzigen Erfahrung begegnen, die nicht eine befruchtende Macht in sich trüge, und es giebt keine größere Freude, als Anzeichen von Wasser in den Herzen zu entdecken, deren Boden uns als ausgedörrtes, trostloses Land erschien. Denn der einmal gegrabene Brunnen ist nicht für Euch allein; die gewonnene Erfahrung wird einst dem nächsten Wandrer helfen, jenen Weg zu gehen. Für manch einen ermüdenden Reisenden wird es ein erfrischender, grünender Ruheplatz sein. Doch dies ist nicht alles. Der Himmel droben hilft Euerm Streben. Der Regen, so fährt der Psalm fort, füllt die Teiche. Der Spender des Regens kommt, um den Brunnengräber zu stärken. Gott arbeitet mit dem Menschen, wenn dieser Mensch ein Arbeiter Gottes ist, und während der Mensch im Thale seinen Brunnen gräbt, singt er:

Besser, ich sitz' an des Stromes Quell',
Als ich gewönne das Meer;
Besser, ich geb' mich der Liebe hin,
Als die Liebe strömt zu mir her.

In einem solchen Leben hat sich die Verheißung Jesu erfüllt: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm ein Brunnen sein, dessen Wasser aufsteigt bis ins ewige Leben", und manch ein müder, dem Brunnenbauer ganz unbekannter Wanderer wird an jenem Platze rasten und trinken und dann weitergehen mit dem Psalm im Herzen: Wohl dem Mann, der, während er durch dieses Thal der Trübsal ging, einen Brunnen grub; der Regen füllte den Brunnen.

4.

## Das Ziel und der Weg.

Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest; und wie können wir den Weg wissen? Joh. 14, 5.

Hierin scheint eine begreifliche Schwierigkeit zu liegen. Jesus ist dem Tode nahe; er sagt seinen Freunden Lebewohl und fordert sie auf, ihm in seines Vaters Reich zu folgen, und sie sagen zu ihm: „Wir wissen nicht, wo du hingehest, und wie können wir dann den Weg wissen?" Die Frage ist gewiß gerechtfertigt. Was soll ein Weg ohne Ziel? Kann man überhaupt eine Straße anlegen, ohne ein Ziel im Auge zu haben, zu dem sie führen soll? Und wie könnt Ihr einen Lebensweg betreten, ehe der Endzweck des Lebens Euch klar geworden ist? Gerade dies scheint doch der Anfang aller menschlichen Weisheit zu sein. Ihr begegnet einem jungen Mann, der ins Leben hinausblickt und sagt zu ihm: „Mein junger Freund, laß den Beruf, in den du bald treten wirst, deinen Studien und Interessen die Richtung geben! Bist du dir klar über das Ziel, das du zu erreichen wünschest, so wird der Weg sich von selbst ergeben." Der Schwer-

punkt aller Predigt liegt hierin: „Vor allem, o Mensch, entscheide dich über das Ziel deines Lebens. Bestimme den Hafen und verleihe dadurch deiner Reise Zweck und Berechtigung. Betrachte alle Vorkommnisse des Lebens in der Beleuchtung, die von seinem Ziel ausgeht.“ So etwa dachten die Jünger sich die Predigt, welche ihr Meister ihnen halten würde in dieser letzten Nacht seines Lebens. Jesus muß, so meinten sie, ehe er uns verläßt, sagen, wohin er geht, und durch diese Kenntnis unsern Weg erleuchten, welcher ohne ihn so dunkel sein wird. „Herr, wir wissen nicht, wo du hingehest und wie können wir den Weg wissen?“

Jesus weiß indessen, daß dieses anscheinend berechtigte Verlangen nach der Sicherstellung des Lebenszieles nur auf der Oberfläche einer viel tieferen Wahrheit liegt. Es ist in der That vollständig wahr, daß das Ziel, wenn es klar dasteht, dem Wege die Richtung giebt. Es ist wahr, daß eins der Geheimnisse eines wirksamen Lebens darin besteht, alle Vorkommnisse desselben dem einen zwingenden Endziele dienstbar zu machen. Aber ach, wie viele Vorkommnisse giebt es im Leben, deren Ausgang uns notwendigerweise verhüllt bleibt. Über dem größten Teil der Zukunft eines jeden Menschen liegt ein Nebelschleier, in den hinein er tastend seinen Weg suchen muß, und selbst, wenn er nicht mit Newman den Psalm williger Ergebung singen kann: „Ich bitte nicht darum, das ferne Land zu schauen“, so muß er, welcher Art auch seine Wünsche seien, sagen: „Ein Schritt ist mir genug.“ Das ist das erhabenste Gebiet der Erfahrung, jene Welt, in der sich rings um alles uns Bekannte ein unerbittliches

Geheimnis ausdehnt, eine Linie des Horizontes, die lediglich weiter vorrückt, wenn wir weiter schreiten.

Und hier setzt die Lehre Jesu ein. Er denkt an Erfahrungen, bei denen der Weg gegeben, aber das Endziel verborgen ist. Nicht einmal in diesem feierlichsten Augenblicke beantwortet er die Frage seiner Jünger, wo er hingehe. Er antwortet, wie er das so oft thut, auf das Prinzip, das dieser Frage zu Grunde liegt. Ihr könnt, so sagt er, ohne zu wissen, wohin Ihr geht, dennoch den Weg wissen. Es giebt einen Weg, der, während Ihr ihn verfolgt, sich öffnet, seinem Ziel entgegen. Ihr könnt sogar, während Ihr diesen Weg verfolgt, an ein besseres Ziel gelangen als das, welches Ihr von Anfang an erstrebtet. Der Weg schafft, sozusagen, sein eignes Ziel. Es ist wohl wahr, daß die Wahrnehmung des Zieles oft den Weg bestimmt; aber es ist ebenso wahr und in einer weit größeren Anzahl von Fällen ist es wahr, daß die verständige Wahl eines Weges zu einem unverhofften und befriedigenden Ziele führt. Indem Jesus nun auf den Wunsch seiner Freunde, Gewißheit über die Zukunft zu erlangen, eingeht, sagt er ihnen, daß er nicht in erster Linie ein Deuter dieser Geheimnisse, sondern daß er der Weg ist zu einer jeden Deutung, welche sie später erlangen werden: „Ich sage Euch nicht, wo ich hingehe; aber ich sage Euch, daß ich der Weg bin. Verfolgt den Weg, den ich Euch angebe, im Gehorsam gegen die Wahrheit, welche ich Euch bringe und in der Treue gegen das Leben, wie es sich giebt, und der so verfolgte Weg und die Wahrheit und das Leben werden Euch von selbst dem Lichte zuführen, welches Ihr suchtet, und Ihr werdet zuletzt wissen,

wohin ich gegangen bin, weil Ihr zuerst den Weg erkannt habt."

Das ist der Grundsatz Jesu, und es ist ein Grundsatz, der von uns beinahe täglich bewahrheitet wird. Ein junger Mann z. B. erwägt jedes Jahr von neuem die Frage seiner Ausbildung und die Richtung, die seine Studien einschlagen sollen. Natürlich werden solche Entscheidungen sehr vereinfacht, wenn der junge Mann, indem er über ein einzelnes Jahr hinausschaut, irgend ein klar bezeichnetes, berufliches Ziel vor sich liegen sieht. Einigen jungen Männern scheint die Wahl ihres Berufes, sei es durch eine ererbte Gelegenheit oder eine zwingende Forderung, vollständig aus der Hand genommen zu sein, so daß das Leben ganz einfach und sicher für sie ist. Aber wie viele junge Leute giebt es, deren Zukunft sich nicht enthüllen will! Sie können in sich keine eigenartigen Veranlagungen entdecken; sie scheinen für nichts Besonderes geschaffen. Sie beneiden jene glücklichen Gefährten, welche von Jugend an einer festen Bestimmung entgegengeführt zu werden scheinen. Es scheint, als ob ihnen selbst jeder tiefere Entscheidungsgrund fehle und ihr Herz ruft aus: „Wir wissen nicht, wohin wir gehen, und wie können wir den Weg wissen?"

Und doch, wer kann sagen, ob der Jüngling, der ein festes Ziel der Bildung vor sich hat, irgendwie bevorzugt ist vor seinem unentschlossenen Genossen? Es kommt vor, daß ein Mann, wenn er zurückschaut von seinem ihn ganz in Anspruch nehmenden Lebensberufe, sehr dankbar dafür ist, daß die Entscheidung, welche notwendigerweise sein Interesse verengen mußte, so lange hinausgeschoben

wurde. In der That, manchmal macht man bei dem Zurückdenken an die Stunden, welche wenig Bedeutung fürs Leben zu haben schienen, die Entdeckung, daß gerade die Interessen, welche uns nahezu aufgezwungen wurden in Ermangelung einer begrenzteren Aufgabe, es waren, die unserm Leben Vielseitigkeit und tiefe Einsicht gegeben und uns Zutritt verschafft haben zu seinem höheren Vorrechten. Wir wußten nicht, wohin wir gingen; aber der Weg, welchen wir verfolgten, brachte uns an ein besseres Ziel, als irgendwelche vorschnelle Entscheidung uns hätte voraussehen lassen können.

Dasselbe ließe sich von mancher tiefergehenden Erfahrung des menschlichen Lebens sagen. Das Leben hat eine Vorliebe dafür, uns stets Überraschungen zu bereiten, und es giebt nichts Bemerkenswerteres als die ungeahnten Segnungen, die manchmal aus solchen Überraschungen erwachsen. Es macht sich z. B. jemand an seine Lebensaufgabe mit einem ganz bestimmten Plan von dem, was er zu thun oder zu sein wünscht. Er weiß genau, wohin er geht, und der Lebensweg ist ihm vorgezeichnet durch das Ziel, welches er deutlich sieht. Dann wird eines Tages, durch eines jener Vorkommnisse, die wir „Zufälligkeiten“ nennen — vielleicht durch Krankheit oder durch eine Änderung der Verhältnisse oder durch den Ruf neuer Pflichten, oder das Übertragen eines Herzenswunsches die Aufgabe, deren Lösung er begonnen hatte, ihm glattweg aus der Hand genommen; er sieht sich auf einen neuen Weg gestellt und weiß nicht, wohin er geht. Die erste Erschütterung, wenn eine neue Verantwortung an uns herantritt oder ein plötzlicher Kummer oder ein unver-

meidlicher Wechsel, besteht in dem verwirrenden Gefühl, daß wir aus dem Geleise unseres Lebens herausgeworfen sind und daß eine neue Lebensordnung, ein neuer Lebensplan gemacht werden muß.

Und doch, wer vermag zu sagen, ob nicht diese Abschwenkung des Lebens von dem vorher bestimmten Ziel — und ganz besonders die Erfahrung, daß gerade das Glück, das wir im Auge hatten, plötzlich wie durch eine Kluft von uns getrennt ist, für das Leben Vieler den Ruf Gottes bedeutet auf einen bessern Weg, zu einem höhern Gottesdienst, den er uns zu eröffnen wünscht? Mancher kann vielleicht das ausführen, was du zu thun unternommen hast; aber nur, wer wie du die Pein des Leids oder der Verantwortung empfunden hat, kann das Werk der Selbstentsagung vollbringen, zu welchem du nun berufen bist. Es kann sein, daß gerade durch die Anforderung, welche dich zu überwältigen scheint, du zur Entdeckung deines eigentlichen Selbst geführt wirst, und daß das Hindernis, welches deinen Weg versperrt, es ist, das deinem Wege schließlich seine wahre Richtung und Bestimmung geben wird. Wie wenn ein sorgloser Strom, der in seinem gewohnten Bett geräuschvoll dem lockenden Meere geradesweges zueilt, eines Tages seinen Weg durch ein großes Gemäuer gekreuzt und seinen raschen Lauf in einem stagnierenden Teich zurückgehalten sieht — das Ziel, dem er zustrebt, unerreichbar fern. Ja, aber gerade diese Stauung seines Laufes ist es, die dem Strom erst seine wahre Bedeutung verleiht, und die bisher nur dem nutzlosen eigenen Vergnügen nachgeeilte Strömung zu einer Quelle der Kraft macht, welche durch die Räder der In-

dustrie hindurchfegt und den Strom in ein gewaltiges Werkzeug selbstlosen Dienstes verwandelt.

Wir wissen nicht, wohin wir gehen! Was macht es uns denn möglich, auf einem so geheimnisvollen Wege beharrlich weiter zu wandern? Es ist thatsächlich das, was die Religion „Glauben“ nennt. Es ist das Wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Es bedeutet, daß man dieses Leben acceptiert als eines, dessen Ende wir oft nicht schauen können, aber dessen Weg großenteils unverhüllt und sicher vor uns liegt. Wohl fragt ein Mensch: „Wie ist es mir möglich, den Weg meiner Pflicht zu erkennen, wenn ich das Ziel nicht weiß, an das mein Verhalten mich führt?“ Und doch liegt, während er so fragt, der Weg der gegenwärtigen Pflicht direkt vor seinen Füßen als das natürlich und unmittelbar Richtige. Darüber hinaus mag alles im Schatten sein, auf ihn fällt ein Lichtstrahl; und während er seinen Weg durch die vor ihm liegende Pflicht tastend sucht, ist es, als wenn die schattige Straße sich in eine sonnige Lichtung öffnete und der Mensch endlich erkennte, wohin er geht, weil er Schritt für Schritt den Weg weiter verfolgt hat. Das ist moralischer Glaube — die ethische Zuversicht, die sich dem Richtigen hingiebt als dem einzigen Wege, um zu dem zu gelangen, was am Ziele des Richtigen liegt.

Und dasselbe trifft zu bei dem, was wir religiösen Glauben nennen. Was das Christentum in die Welt brachte, das war nicht ein Orakel über die Zukunft oder eine Versicherungsanstalt, sondern eine Methode, eine Verantwortlichkeit des Willens, ein Lebensweg. Kommt her zu mir, sagt Jesus, und ich sage nicht, daß dadurch Eure

Lasten von Euch abfallen und das Joch von Eurem Nacken genommen wird; aber das sage ich, daß Ihr eine Haltung und Gewöhnung erlangen werdet, durch welche das Joch, das Ihr noch immer zu tragen habt, Eurem Nacken besser angepaßt und die Last, welche noch darauf liegt, leichter wird. Kommt her zu mir und ich sage nicht, daß Ihr dadurch Gewißheit über die Probleme Eures Gedankenlebens erhalten werdet oder Befreiung von allen Euren Sorgen; aber das sage ich, daß, während Ihr geht, der Weg sich zu wachsendem Licht und Frieden eröffnen wird.

Wir sitzen hier in der Stille unseres Gottesdienstes und sinnen darüber nach, was die Monate und Jahre uns an Aussichten und Wandlungen bringen möchten. Und siehe, wir wissen nichts. Wir können es nicht voraussehen, in welche Erfahrungen wir bald hineingeführt werden, in Vollbringen oder Enttäuschung, in Freud' oder Leid; aber um so wesentlicher ist es, einen Lebensweg zu finden, auf welchem wir vor Illusion bewahrt bleiben und in Sicherheit und Frieden erhalten werden. Wir wissen nicht, was uns widerfahren wird; um so mehr müssen wir gerüstet sein für alles, was geschehen könnte. Wir wissen nicht, wozu unsere Erziehung uns den Zutritt eröffnen wird; desto unerbittlicher müssen wir uns auf alle unvorhergesehenen Anforderungen vorbereiten. Wir wissen nicht, wie unschätzbar eines Tages unsere Willensstärke oder die Reinheit des Lebens sein mag; aber wie werden wir uns grämen, wenn zu der Stunde, da Willensstärke und Reinheit des Lebens der einzige menschliche Trost sind, es sich herausstellt, daß sie im Sande verlaufen sind auf dem sorglosen Wege. Wir wissen nicht, wann oder

wo die Woge der Trübsal gegen uns anprallen wird gleich der Sturzwelle, die aus ruhiger See plötzlich aufsteigt, aber gerade solcher furchtbaren Überraschungen wegen bauen wir an wolkenlosen Tagen dahin, wo die Flut uns niemals erreichen kann, hoch auf den Felsen.

So lautet die Botschaft Jesu für manch ein Leben, welches von andern Dingen hören möchte, gerade wie die Jünger das wissen wollten, was Jesus nicht offenbarte. Manches Geheimnis des Lebens und des Todes läßt er unenthüllt; gar manches Problem, das den Geist zermartert, bleibt ungelöst; aber auf dem Wege, den er eröffnet, bewegt sich für immer Hoffnung und Friede der Menschheit. Da wir nicht wissen, wohin wir gehen, nehmen wir unser Leben und unsere Pflicht auf uns, wie sie kommen; und hindurch durch alle Ungewißheit von Freud' und Kummer, von Vollbringen und Bereuen, von Leben und Tod, die uns erwarten können, ertönt die Stimme Jesu: „Ich bin der Weg!“

---

5.

## Die Kreatur harrt.

Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Römer 8, 19.

Diesen Vers können wir als einen Ausspruch des Paulus über die Lehre von der Entwicklung ansehen. Natürlich können wir eine klare Darstellung der modernen Lehre von ihm nicht verlangen. Das Bild, das die Welt uns jetzt zeigt, unterscheidet sich sehr von dem, das Paulus sehen konnte. Überdies gedenkt Paulus in diesem Verse ganz besonders seiner eigenen kleinen Kirche in Rom; dieser schreibt er ihre Pflicht vor, das, was er das Gesetz des Geistes in Jesus Christus nennt; doch mit dem Geist eines großen Philosophen oder mehr noch eines Propheten ist er weit über diesen Einzelfall hinaus zu dem umfassenden Grundsatz gelangt, und während er seinen Römern Vorschriften macht, überblickt er den Gang der Welt. Die ganze Schöpfung, sagt er, stöhnt in Schmerzen bis auf den heutigen Tag. Sie trägt die Last des kommenden Lebens in sich. Es ist eine harrende Kreatur. Es ist eine prophetische Welt. Sie strebt einem von

Gott gegebenen Ziele zu. In ihrem ganzen Fortgang offenbart sie eine große Absicht. Statt Herbert Spencer könnte es Paulus gewesen sein, der da schrieb: „Das von der Natur offenbarte Ziel, auf das die unverhüllte Kraft in ihrer Entwicklung hinarbeitet.“ Es könnte Paulus statt Tennyson gewesen sein, der da sang: „Weit entfernt von dem göttlichen Ausgang, dem die ganze Schöpfung sich entgegenbewegt.“

Aber, welches Ziel ist es, dem die Schöpfung so hoffnungsvoll entgegensieht? Alles, was erschaffen, sagt der Apostel, harret auf die Offenbarung der Kinder Gottes. Und wo sind die Kinder Gottes? Das ist uns in einem andern Vers gesagt: Alle die, welche von dem Geist Gottes beseelt sind, sind Gottes Kinder. Also sind die Kinder Gottes einfach die Menschen, die von dem Geist Gottes geleitet werden, und auf diese wartet die ganze Kreatur. Ohne diese hält die allgemeine Entwicklung in ihrem Lauf inne. Ihre Bewegung beginnt unter mechanischen Gesetzen; aber bei einem gewissen Punkt werden ihre Absichten persönlich, menschlich, geistig. Für diesen nächsten Schritt bedarf sie der menschlichen Hilfe. Gott kann nicht selbst die Möglichkeiten, die im menschlichen Wesen ruhen, entwickeln, wenn nicht Menschen ihm dabei helfen. Sein Endziel wird nicht durch seine Gesetze, sondern durch seine Kinder erreicht. Das heißt, die Schöpfung wartet auf einen Menschen, der ihr Werk vollbringt. Das Werk Gottes ist in den Händen der Kinder Gottes. Das ist die Lehre des Textes.

Auf der See z. B. liegt ein Schiff, das gern seinen Hafen erreichen möchte; der Wind weht günstig und lockt

zur Fahrt. Und doch kann der beste von Gott gesandte Wind das Schiff nicht in Bewegung setzen, wenn der Mensch nicht seine Schuldigkeit thut. Es harrt auf den Kapitän und wartet, bis er die Segel gelöst hat. Und erst, wenn Gott und der Mensch zusammenarbeiten, bekommt die Barke, die vordem leblos und einsam auf der See lag, Leben und Bewegung und macht ihren Weg. So geht es, sagt der Apostel, mit allen höheren Zwecken in Gottes Schöpfung. Der Plan Gottes wird durch die Arbeit des Menschen ausgeführt. Gott kann alles aufs beste fügen, und doch seufzt und kämpft, sozusagen, die ganze Schöpfung, dem Schiffe gleich, das sich in der See abmüht, bis jemand die Segel befestigt und ausbreitet, um den Wind aufzufangen. Das Schiff wartet geduldig, bis der Kapitän seinen Willen verkündigt.

Ich baue auf diese große Lehre, daß es des Menschen bedarf, um Gottes Werk zu vollbringen, weil das in Wahrheit die einzige Auffassung ist, die dem Leben Bedeutung und Interesse giebt. Wenn man sein Leben ansieht, wie es ist, so muß man bekennen, daß es sehr unbedeutend und interesselos ist. Wie zwecklos, unbrauchbar und wertlos scheint uns die eigene Erfahrung! Mein ganz unwichtiges Leben, sagt Einer, beeinflußt niemand und wird von niemandem beachtet. Von welcher Bedeutung ist es für die Welt, daß ich gegen den Strom meiner Neigungen und meines Geschmacks ankämpfe? Warum überlasse ich mich nicht einfach dem Strudel und lasse mich von meinen ungestümen Leidenschaften in ungehindertem Lauf hinabtragen? Das ist die unbewußte Verteidigung manch eines verwüsteten Lebens.

Auf einen Menschen, der dadurch sündigt, daß er zu viel an sich denkt, glaube ich, kommen zehn, die da fehlen, weil sie im wahren Sinne des Wortes zu wenig an sich selbst denken, die da fehlen aus Mangel an jener Selbstachtung, die aus dem Bewußtsein entspringt, ihren Platz in Gottes Ordnung zu kennen.

An diese träge, schwachherzige, falsche Bescheidenheit wendet sich der Apostel und spricht zu Eurer Seele: Ja, an und für sich betrachtet ist dein Leben unbedeutend genug; aber daß du zufällig in dieses von Gott erschaffene Universum gestellt bist, das giebt deinem unbedeutenden Leben eine unendliche Wichtigkeit; denn es gefällt Gott, sein Werk nicht trotz deiner, sondern durch dich auszuführen, und wo du fehlst, da hält er inne. Der allmächtige Gott bedarf Eurer. Welchen Wandel schafft dieses Gebot in der Schätzung Eurer selbst und Eurer Pflicht! Wohl kommt es Euch ganz unwesentlich vor, ob Euer isoliertes, unwirksames Leben zu Schaden oder Schanden wird; aber Gefahr laufen, den allmächtigen Absichten Gottes im Wege zu stehen und hemmend in den großen Mechanismus der Schöpfung einzugreifen, das ist ein unbeschreiblich ernster Gedanke. Es ist, als wenn in einer großen Werkstatt, wo die Webstühle mit ihren laufenden Schiffchen Millionen Ellen von Leinwand weben, ein kleiner Faden risse und der ganze, große Mechanismus plötzlich innehielte, damit der eine Riß nicht die ganze Arbeit verdürbe.

Einige von Euch werden sich erinnern, wie am 250sten Jahrestage unserer Universität die Studenten in einem großen Fackelzuge mit vielen originellen und interessanten

Transparenten und Bannern marschierten, und wie ein Fuchs, der erst seit einem Monat Student war, an ihrer Spitze das Motto trug: „Die Universität hat 250 Jahre auf uns gewartet.“ Das war sehr erheiternd; aber für jemanden, der tiefer blicken konnte, enthielt dieses Motto eine große und ernste Wahrheit. Dieses ganze, mächtige, historische, institutionelle Leben hat sich in der That langsam entwickelt zum Besten dieser neu angekommenen leichtherzigen Jungen, und von ihrer Führung hängt das Geschick der Zukunft ab, und aus der weisen Ausnutzung ihres Studentenlebens erwachsen unsere späteren Segnungen; und wenn man sie ansah, konnte man nicht im Scherz, sondern aus innerstem Herzen sagen: Ja, die ernsten Hoffnungen von 250 Jahren warten auf die Entwicklung dessen, was in Euch ruht.

Mit dieser großen Auffassung des Lebens sollte selbst der Unbedeutendste von uns diesen Ort verlassen, um in die Welt hinauszugehen, die seiner harrt. Es handelt sich nicht darum, ob Ihr selbst oder für Euch selbst groß oder bedeutend werdet, sondern darum, daß Ihr Euern unendlich kleinen, aber durchaus wesentlichen Teil in der Weltordnung vollbringt. Die Absichten Gottes warten auf den Dienst, den jedes Kind Gottes ausrichten kann. Vielleicht seid Ihr einmal mit einer fröhlichen Gesellschaft an die Seeküste gegangen, um den Leuchtturm in der Bucht zu besuchen und seid von dem rauhen, alten Leuchtturmwärter auf seinem nackten und unfruchtbaren Felsen begrüßt worden. Kann ein Leben einsamer und unbeachteter sein? Weshalb sitzt er hier die langen, ermüdenden Nächte hindurch, um seine kleine Flamme am Leben zu erhalten?

Weshalb schläft er nicht so ganz unbemerkt ein und läßt sein kleines Licht ausgehen? Weil es nicht sein eigenes Licht ist. Das allein giebt ihm Bedeutung. Er ist nicht der Besitzer, er ist der Wächter. Das ist sein Name. Er ist der Leuchtturmwärter. Die Regierung, der er dient, hat seinen Händen das Licht anvertraut, und Nacht für Nacht, wenn die Lichter, die für sich allein brennen, ausgehen, werden die Schiffe sicher auf ihren Weg geführt durch diesen unbekannten Leuchtturmwärter, auf den jeder Seemann sich unbedingt verlassen kann.

Das ist die Geschichte manch eines einsamen, unbeachteten, ungenannten Lebens. Weshalb laßt Ihr nicht Euer Licht ausgehen und bleibt im Dunkeln? Weil das Licht nicht Euch gehört. Ihr seid sein Wächter. Ihr habt Euern Platz als einen Teil der großen Ordnung, die der Welt Sicherheit giebt, und jede Nacht, während Ihr im Schatten sitzt, mag das ängstliche Harren manch eines stürmischen Lebens auf die Offenbarung eines freundlichen Strahles von Euerm Lichte gerichtet sein, und manch ein Leben, das im Dunkeln ungesehen an Euch vorübergeht, sieht vielleicht von Nacht zu Nacht nach Euch aus.

---

6.

## Lasten tragen.

Einer trage des Andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen, — — — denn ein jeglicher wird seine Last tragen. Gal. 6, 2. 5.

Das erscheint uns fast wie ein Widerspruch. Der eine Vers sagt: Trage einer des Andern Last, und der andere fügt hinzu: Laß jeden seine eigene Last tragen! Wenn die beiden Verse nicht so dicht bei einander stünden, könnte man auf den Gedanken kommen, daß der Apostel den einen vergessen habe, als er den andern aussprach; aber es sind augenscheinlich zwei Teile derselben Behauptung, zwei entgegengesetzte Gesichtspunkte derselben Lehre. Wie soll die Last des Lebens getragen werden? Das ist die Frage, um welche es sich bei dem Apostel handelt, und die beiden Verse zusammengenommen müssen als Antwort angesehen werden.

Wir leben in einer Welt, in der überall Lasten getragen werden müssen, das ist der Hauptinhalt dieser beiden Verse; damit ist nicht gesagt, daß es eine harte oder schlechte oder traurige Welt sei, sondern nur, daß es eine Welt voll Verantwortlichkeit ist, eine Welt, in der man nicht durch das Abschütteln der Lasten glücklich und tüchtig

wird, sondern dadurch, daß man lernt sie zu tragen. Die meisten Menschen fehlen zuerst in dem Gedanken, daß das Glück des Lebens darin bestehe, sich von der Last des Lebens zu befreien, und sie verlieren eine Menge Zeit bei den Versuchen, sie zu vermeiden; aber es stellt sich heraus, daß gerade die Verantwortlichkeit, die das Leben zu belasten scheint, dasselbe erweitert, und daß die Menschen, die ihr Leben von aller Verantwortlichkeit frei machen, sehr schwer an demselben zu tragen haben. Ruhelosigkeit und Überdruß heißen die Lasten, die solch unthätiges Leben eines selbstzufriedenen Menschen bedrücken, der, weil er keine Arbeit zu verrichten hat, das Vergnügen zur Arbeit macht, bis er schließlich mit jenem berühmten Engländer sagt, daß das Leben erträglicher ohne seine Vergnügungen sein würde.

Und weiter giebt es neben Lasten, die man abschütteln kann, obwohl es besser wäre, sie zu tragen, solche, denen man im Leben nicht entfliehen kann. Eben noch fühltet Ihr Euch für nichts verantwortlich; da treten die Prüfungen heran, die getragen werden müssen: Krankheit und Sorge, Verlassenheit und Reue, von dem jeder sein Teil auf sich nehmen muß. Und während dieser Prüfungen macht man zuweilen eine der schwersten Erfahrungen, die nämlich, daß man eine falsche Theorie befolgt hat. Man hielt diese Welt für weich; nun stellt sich heraus, daß sie hart ist, und die weiche Lebens-Theorie hat, wie der Apostel sagt, dem Menschen die Fähigkeit genommen Hartes zu ertragen. Nichts ist ergreifender, als wenn jemand, der niemals daran gedacht, daß ihn Leid treffen könnte, plötzlich von einem großen, unvermeidlichen Schlag

zu Boden geworfen wird, und wenn Lasten auf Schultern gelegt werden, die nie versucht hatten, eine Bürde zu tragen. Wir thäten besser, es uns klar zu machen, daß das Leben nicht leicht ist, und daß die, welche jenen Glauben fest halten wollen, nur in Unglück und Verzweiflung geraten.

Die erste Wahrheit, welche diese beiden Verse uns zusammen lehren, ist, daß wir in einer Welt leben, in der auf irgend eine Weise Lasten getragen werden müssen. Aber nach den uns vorliegenden Texten scheint diese Welt der Verantwortlichkeit zweifach zu sein. Es heißt zuerst, Andern die Lasten erleichtern, und dann, die eigenen mannhaft tragen. Mitgefühl nach außen verbindet sich mit Einsamkeit im Innersten. Was macht uns fähig, Andrer Lasten und zugleich unsere eigenen zu tragen?

Kaum berühren wir diese Fragen, so beginnen die scheinbar entgegengesetzten Verse sich einander zu nähern. Man braucht den einen, um den andern zu erklären. Der eine ist der Schlüssel zum andern. Ein jeder kündet den Weg an, auf dem der andere befolgt werden muß.

Ein Mensch gehorcht z. B. dem ersten Ruf der Verantwortlichkeit — dem Ruf zum christlichen Leben, das ihn auffordert, Andrer Lasten zu tragen. Er möchte gern all den Nöten der Zeit abhelfen. Er ist zu jener glücklichen Stunde gelangt, wo er die Freudlosigkeit eines mit sich selbst beschäftigten Lebens und die Befriedigung des Wohlthuns entdeckt. Er stürzt sich mit freudiger und ungestümer Großherzigkeit in die Bestrebungen der Nächstenliebe und in die Reformen seiner Zeit. Aber welch seltsame Entdeckung macht er! Es ist die Entdeckung einer

gewissen Unzulänglichkeit und Begrenztheit, die er zuerst kaum versteht. Er ist nicht fähig, das auszuführen, was er ausführen möchte. Er kommt nie in wahre Berührung mit den Verhältnissen, denen er abhelfen will. Er kann den Armen und Traurigen durch seine eigene Erfahrung nicht erreichen und vermag dessen Probleme und Bedürfnisse nicht zu deuten, und die, die einen Freund in ihm zu finden hofften, wenden sich von ihm als einem Theoretiker und Gelehrten ab.

Worin liegt die Begrenzung dieses so gut gemeinten Lebens? Sie liegt darin, daß der Mensch noch keine eigene Last zu tragen hatte und deshalb nicht vermag, die Lasten andrer Seelen auf sich zu nehmen. Nicht jedem, der da helfen möchte, ist die Fähigkeit verliehen, helfen zu können. Das Glück, Andern zu helfen, wird nur denen zu teil, die stark und treu sich selber geholfen haben. Trage einer des Andern Last, sagt Paulus. O ja, aber wer kann dieser großen Forderung nachkommen? Der Herr antwortet: Wer mir nachfolgen will, muß zuerst sein eigenes Kreuz auf sich nehmen und es tragen. Nicht nur zu Euerm eignen Segen sollt Ihr Euer Kreuz tragen, sondern weil nur die Träger des eigenen Kreuzes fähig sind, die Retter andrer Seelen zu sein.

Denkt nur an manches arme, belastete Leben, das mitten in Angst und Armut oder Sorge steht: hundert Stimmen rings umher bemühen sich freundlich darum — sie reden wie zu einem Tauben; hundert Philosophen kommen mit ihrer Gelehrsamkeit, — ihr Reden tönt ihm wie das zögernde Echo einer entschwindenden Wahrheit. Und dann tritt mitten in diese Not ein Mensch hinein, der

nicht philosophiert und disputiert, der sich aber unter dieselbe Last gebeugt und zu einem unvollkommenen Frieden hindurchgerungen hat; er berührt des Andern Bürde und hebt sie, sein kleines Wort der Ermutigung ertönt durch die Stille — das Ohr des Tauben ist erschlossen, die Zunge des Stummen singt, der Lasten tragende Mensch sagt sich: Der versteht mich und ich vertraue ihm. Er hat seine eigene Last getragen und so hilft er mir, die meine tragen.

Der erste Gedanke unsres Spruches ist dieser: Die Fähigkeit, Andern, wenn sie dessen bedürfen, ernstlich dienen zu können, ist nur denen gegeben, die ihre eigenen Kämpfe ausgefochten und eine Art innern Sieg errungen haben. Das ist in der That die siegende Macht des Lebens Jesu Christi über die Herzen der Menschen. Er könnte alle die großen Wahrheiten ausgesprochen und alle die großen Thaten ausgeführt haben, die man von ihm berichtet, ohne eigene Beziehung zu all den Erfahrungen von Sorge, Pflicht und Not. Seine dauernde Macht, ein Lastenträger für Andrer Seelen zu sein, kommt daher, daß er selber tief in die menschlichen Erfahrungen, in Versuchung, Mißverstehen und Leiden eingedrungen ist.

Nie ist der Weg, den du mich führst,
Herr, dunkler als dein Pfad —

singt der Christ. „Er ward versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde“, wiederholt der Mensch, der selber durch Mißverstehen oder Feindseligkeit, durch Armut oder Schmerz versucht wurde. Das Kreuz Jesu Christi ist nicht allein das Zeichen seines Leidens, sondern es ist das Zeichen seiner Macht und Fähigkeit, zu retten.

Aber nun wendet diese ganze Lehre an und gedenkt der andern Forderung, Eure eigene Last zu tragen. Stellt die Frage: Wie soll ich Kraft finden für das Tragen jener Lasten, die niemand mit mir teilen kann, für die Verlassenheit meiner zweifelnden, träumenden, sehnenden Seele, für die oft ebenso dunkeln wie schweren Verantwortlichkeiten, die bestimmt und unabänderlich mir auferlegt sind. Nun, vor allem, erwartet nicht, daß diese Bürden aus dem Wege geräumt werden können. Verschwendet nicht Eure Zeit bei dem Versuch, sie abzuschütteln. Es ist nicht Eure Aufgabe, der Verantwortlichkeit zu entfliehen, sondern Kraft zu finden, sie zu tragen. Ein jeder muß seine eigene Last tragen. Aber, wenn unter der Bürde, die Euch auferlegt ist, ein Gefühl von friedevoller Kraft über Euch kommt, so kommt es, seltsam genug, nicht dadurch, daß Ihr Euch in die eigene Aufgabe vertieft, sondern dadurch, daß Ihr Euch von derselben abwendet, um Anderen zu helfen. Das Paradoxe der Erfahrung ist, daß Ihr am besten Eure eigene Last tragt, wenn Ihr die Last eines Andern hinzufügt. Nur der Weg, der Euch in die Prüfung Anderer hineinführt, führt Euch aus der eigenen heraus. Die in Gedanken vertiefte und in sich selber hineinschauende Sorge wird schwerer, je länger Ihr sie beobachtet, und der sich selbst vergessende Dienst, der einem Andern geleistet wird, erleichtert die Bürde, die Ihr selber zu tragen habt. Je mehr Ihr Euch davonschleicht, um so mehr habt Ihr einmal zu tragen. Je mehr Ihr von Anderer Verantwortlichkeit hinzufügt, um so mehr wird von Eurer eigenen fortgenommen.

Ihr erinnert Euch jener anmutigen französischen

Gräfin von La Garaye, die eines Morgens mit ihrer fröhlichen Gesellschaft auf die Jagd ritt und eine Stunde später vom Pferde stürzte und für das Leben verkrüppelt heimgebracht wurde, wie sie dann, nachdem sie sich lange über ihr Los gegrämt, mit ihrem Gatten übereinkommt, ihr Schloß in ein Heim für unheilbar Kranke, wie sie selbst ist, umzuwandeln, bis zuletzt ein neues, hohes Glück ihr belastetes Haus segnet, ihr Leben wird, wie der Dichter sagt: „zum Sang, darin ein edles Herz den Schmerz besiegt, indem es lind die Leiden Andrer mildert". Das ist die Geschichte vieler belasteter Seelen gewesen. Sie haben sich in den Dienst Andrer gestellt und dann haben sie gefunden, daß ihre eigene Bürde zwar nicht ganz fortgenommen, ihr drückendes Gewicht aber leichter geworden ist. Sie haben den Schmerz besiegt, indem sie mild die Leiden Andrer linderten.

So schmelzen meine beiden Texte, die scheinbar so entgegengesetzte Lehren enthalten, schließlich zu einer einzigen Wahrheit zusammen, einer Wahrheit, die diesen ganzen Gedanken der Verantwortlichkeit aus der Dunkelheit in das Licht stellt. Es ist die Wahrheit, der die Anerkennung einer gemeinsamen Last zu Grunde liegt, — die Wahrheit von der gemeinsamen Kraft und dem gemeinsamen Heben. Es ist *ein* Leben, mit dem wir zu thun haben, und jedes Heben, wo es auch sei, kommt dem Ganzen zu gute. Das Gefühl, daß es zwei Bürden giebt, das Wohl Andrer und das eigene Wohl, das macht uns die Last des Lebens am drückendsten. Das ist es, was das Leben verwirrt. Der Mensch weiß nicht, welchen Weg er einschlagen soll. Soll er um seiner selbst willen lernen oder um Andrer willen

arbeiten? Soll er für die eigene oder die Sache Andrer eintreten? Soll er arbeiten oder soll er beten? Was ist besser, gut sein oder Gutes thun? So disputieren wir mit uns selber, als wenn das Leben ein hoffnungsloser Dualismus wäre, wo wenigstens eine Hälfte der Pflichten ungethan bleiben muß.

Aber in der That existiert keine solche Lücke im Leben. Ein allumfassendes Prinzip der Macht trägt die Last der Welt. Einige dienen durch ihr Thun, Andere durch ihr Sein, einige, indem sie Andrer Lasten, und Andere, indem sie die eigenen tragen; aber alles ist e i n Leben, das den Denkenden und den Thätigen, die Selbstzucht und den hochherzigen Dienst umfaßt. Trägt jemand seine eigene Last, so bedeutet das weit mehr als seine eigene Rettung. Vielleicht trägt er gerade dadurch am besten zu der Kräftigung des allgemeinen Lebens bei. Ist jemand im Dienste Andrer verschwenderisch mit seiner Kraft, so thut er weit mehr als Andern helfen. Er verstärkt seine Kraft, die eigene Last zu tragen.

Manch ein großherziger Diener des socialen Wohles wird zu Zeiten von einem Gefühl der Hilflosigkeit befallen, weil er denkt, daß er nur durch seine unvollkommenen Pläne Andern zu helfen vermag, während doch die Standhaftigkeit im eigenen Lastentragen und die Lehre, die er durch seine eigene Selbstbeherrschung giebt, mehr hilft als alle seine Werke und alle seine Fehlgriffe. Mancher, der mit seinen Problemen und Ängsten einsam kämpft, ruft durch die Nacht hinaus seinem unbekannten Gegner zu: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn — er glaubt, daß er selbst einsam in jenem Konflikt stehe und keine

Verantwortung trage für andre Menschen, während jederzeit der größte Segen, der ihm aus solchem einsamen Ringen entsteht, die Kraft sein mag, andern kämpfenden Seelen helfen zu können. Die Welt draußen wartet darauf, von Menschen gerettet zu werden, die so in ihrem Innern geschult sind. Aus der Tiefe der Herzen, die in solcher Einsamkeit geklärt sind, fließt der reinigende Strom der Zeit.

Der kleine, hoch zwischen den Hügeln gelegene See trägt seine eigene Last und hält seine eigene Quelle rein, und gerade deshalb kommen die Menschen zu ihm und benutzen sein Wasser, um die Stadt unten zu versorgen. Er hat sich selber rein erhalten und ist deshalb im stande, der Welt zu dienen. Die Quellen haben ihn genährt, damit er sein Leben auf Andere übertragen könne. Seine Reinheit wird die Quelle der socialen Gesundheit; aus seiner Fülle heraus strömen die Brunnen der Stadt. In seinem Becken hat er ruhig die Last seines eigenen Lebens getragen und ist dadurch fähig geworden, in die Welt hinauszuströmen und während seines Laufes zu singen: „Ich bin gekommen, damit auch diese mein Leben und zwar im Überfluß haben.“

---

7.

## Der Spötter.

Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen. Psalm 1, 1.

Das Buch der Psalmen beginnt mit einer Reihe unerwarteter Danksagungen. — Wohl dem, sagt der erste Vers des ersten Psalmes, der nicht mit den Gottlosen geht, noch bei den Sündern steht, noch sitzet, wo die Spötter sitzen. Also, wohl dem, der frei ist von Unglauben, Unredlichkeit und Spott. Gottvergessenheit, Sittenlosigkeit und Spott, das sind die drei Seelenzustände, die nebeneinander gestellt sind. Auf den ersten beiden ruht der Fluch der Verdammnis; und sicherlich wird jeder ernste Geist im Gebet um Befreiung von diesen ersten beiden, dem gottlosen Gedanken und dem sündigen Leben, ringen. Aber den Spötter neben den Ungläubigen und Sünder zu stellen und der Gottlosigkeit und Unredlichkeit als dritte große Sünde den Spott hinzuzuzählen, kommt uns zuerst sehr auffallend vor.

Doch liegt der Art und Weise des Spötters etwas zu Grunde, was diese ersten Danksagungen des Psalmisten

rechtfertigt. Wenn man bei dem Spötter auch nicht alle Früchte der Gottlosigkeit und Sünde, dieser beiden mehr in die Augen fallenden Laster findet, so entstammt sein Laster doch ihrer Wurzel, und seine Sünde ist die trügerischste und hinterlistigste von den dreien. Zuweilen ist der Spötter verwegen in seiner Sünde. Das Rechte sehen und es verachten, das Gute kennen und sich mit Spott von ihm abwenden, sich mit Verachtung dem nähern, was heilig ist, das ist die hoffnungsloseste Art von Sünde, in die ein Mensch verfallen kann. Sie ist die große Verneinung. Sie stellt das Leben außerhalb des Bereiches, wo ihm geholfen werden könnte. Sie will nicht erlöst werden. Jesus nennt sie die Sünde gegen den heiligen Geist, die, wie er sagt, ihrer eigenen Natur nach die Vergebung in dieser und der kommenden Welt ausschließt. Aber so herausfordernd geht der Spötter meistens nicht vorwärts. Nur der schlechteste der Menschen sieht mit Überlegung dem Guten ins Gesicht und zieht es in den Schmutz oder bekennt sich mit vollem Bewußtsein zum Bösen und rühmt sich dessen. Mancher Mensch, der nie seinem Gewissen Hohn sprechen würde, mißversteht und täuscht es. Er nennt sein Unrecht Recht; er verteidigt seine Leidenschaft und entschuldigt seine Sünde; und dann erwacht er eines Tages in einer Festung, die seinen Feinden draußen uneinnehmbar ist, und sieht sich als hülfloser Gefangener drinnen umringt von einer Verschwörung.

Was ist das erste Zeichen der Mitschuld an der sich allmählich und tückisch heranschleichenden Sünde? Es ist der Geisteszustand des Spötters. Zuerst hört ein junger Mensch leichtfertig über sittliche Vorzüge reden und sieht

die Dinge, die in seinem Hause heilig gehalten wurden, in Schmutz und Gemeinheit herabziehen; dann wird er unempfindlich gegen die feinen Regungen des Taktes und der Liebe und fühlt sich über den Maßstab, unter den er sich früher stellte, erhaben; schließlich geht seine Verehrung für diese Dinge in der ansteckenden Verachtung verloren und er sitzt mit seinen Gefährten auf dem Platz der Spötter. Es giebt in der Jugend nichts Entmutigenderes als dieses erste Werden des Spottes, jenes plötzliche Wachsen weltlicher Klugheit, das manch einen gesunden Jungen zu einem blasierten und gelangweilten Mann umbildet. Zuerst kommt diese Verwandlung, die Vorstellung, als ob die Welt nur ein aufgeputztes Nichts sei, uns lächerlich vor; in Wirklichkeit aber ist sie der Anfang mancher Tragödie. Sie ist der erste Schritt auf dem Wege der Sünder und zum Rat der Gottlosen.

Und was ist das Charakteristische in der geistigen Haltung des Spötters? Der Psalmist zeigt es uns, indem er uns den Spötter sitzend darstellt. Das kennzeichnet ihn genau. In dem Spötter ist nichts Thätiges, nichts Ausführendes, nichts positiv Beisteuerndes. Er ist der Neutrale, der Haushocker, die Stiefelschlange in dem Kampf des Lebens. Während Andre die Schlachten des Guten und Bösen ausfechten, bleibt er auf seinem Stuhl sitzen. Ich sage nicht, daß solche Neutralität ebenso schlimm ist wie positive Schlechtigkeit. Der Stuhl des Spötters ist kein so entehrender Platz wie der Rat der Gottlosen. Der Schleicher ist nicht so verdorben wie der Sünder. Und doch peinigt uns der Anblick des auf seinem Stuhle sitzenden Spötters ganz besonders. Er könnte gut

sein, wenn ihm nicht die Begeisterung fehlte; er könnte groß sein, wenn er sich nicht an die Verachtung gewöhnt hätte. Dieselbe Überlegenheit über jede Regung, die ihn von einigen Arten der Sünde fern hält, hält ihn von allen Arten des Dienstes fern. Der Stuhl des Spötters ist oft ein Platz der Gelehrsamkeit gewesen.

Will man Metalle läutern, muß man sie erhitzen; aber, wenn Menschen geläutert werden sollen, kommt es einem zuweilen vor, als wenn sie abgekühlt werden müßten. Der dilettantische, kritische Geist fällt am leichtesten einer gebildeten Neutralität zum Opfer. Die Gewohnheit des Gelehrten ruft leicht geistige Kurzsichtigkeit hervor. Was ist beklagenswerter, als den Spötter der akademischen Welt ruhig auf seinem Stuhl sitzen zu sehen inmitten einer Welt der Wissenschaft, die der Erforschung, und einer Welt von Menschenleben, die der Erlösung harrt.

Und wohin sieht der Spötter, der unthätig in der Ferne sitzt? Wenn Ihr ihn beobachtet, werdet Ihr sehen, daß er den Blick gesenkt hat. Er ist die überlegene Persönlichkeit mit dem abwärts gerichteten Blick der Verachtung. Vielleicht verachtet er die Thorheit oder Unwissenheit oder die Sünde, aber immer als ein über ihnen Stehender, der auf sie niederschaut. So ist der Spötter. Die Welt, die ihn interessiert, liegt unter ihm; er bückt sich nicht hernieder, sie emporzuheben, — er sitzt auf seinem Stuhl und spottet über sie.

Und wodurch kann man den Menschen von der Sünde des Spottes retten? Durch die Gewöhnung, unter solchen Dingen und Gedanken zu leben, zu denen man nicht hernieder, sondern hinaufblicken muß. Der Spötter

spottet, weil er nichts hat, was er verehren könnte. Er verachtet die Dinge, die zu seinen Füßen liegen. Befreiung vom Spott ist nur durch Annäherung an solche Dinge möglich, zu denen man nicht anders als mit Verehrung, Treue und Ehrfurcht hinaufblicken kann. Der Dienst des Großen erlöst von der Verspottung des Kleinen. Wie rettet man einen jungen Menschen von seiner blasierten Art, seinem Mißtrauen gegen die Motive, seinem ruhelosen Skepticismus, seiner Affektation von Lastern, die er gar nicht besitzt? Durch nichts andres als durch eine große Arbeit, die mehr von ihm verlangt, als er bieten kann, und zu welcher er hinaufsehen muß. Zuweilen scheint solch ein junger Mensch von dieser Verspottung alles Ernsten unheilbar ergriffen zu sein, und dann kommt ein Tag, an dem sein wahres Leben erwacht und seine Verachtung in der Flamme eines neuen Strebens schmilzt.

Das ist gerade das, was der Psalmist von dem religiösen Leben sagt. Wenn er von dem Menschen redet, der weder ein Ungläubiger noch ein Sünder oder Spötter ist, so sagt er: „Aber seine Freude ruht in dem Gesetz des Herrn.“ Darin liegen die beiden Elemente vernünftiger Religion: das Gesetz des Herrn und des Menschen Freude an jenem Gesetz; ein Gesetz des Lebens, zu dem man aufblicken muß, und eine ehrfurchtsvolle Freude, jenem Gesetz zu gehorchen. Was lähmt anscheinend so manches frische, junge Leben, daß es, anstatt natürlich und lebendig zu sein, erkünstelt und voll Verachtung ist? Daß es kein Gesetz gefunden, an dem es seine Freude hat, keinen Gegenstand für seine Begeisterung, keinen Anhaltspunkt für seine

Verehrung nichts, an das es sich anklammern könnte, als sich selbst; wenn aber inmitten eines unberührten Lebens die Macht des religiösen Glaubens steht, wenn hinter der Routine und Plackerei des Lebens, die uns so oft Veranlassung zum Spott giebt, das Gesetz des Herrn erkannt wird, an dem man seine Freude hat — dann wird das Leben erweitert, seine Einzelheiten bekommen Bedeutung, und der Platz des Spötters hält nicht mehr die Seele gefangen.

Es ist derselbe Impuls, der einen Planeten in der Bahn um die Sonne herumführt. Es ist die Anziehungskraft der Dinge, die unendlich viel größer sind als man selbst. Es ist der Schwerpunkt des Lebens in Gott. Geradeso wie die Welt, in der wir leben, ihren Platz durch diese höchste Anziehungskraft findet, so schwingt sich jede menschliche Seele unter dem Gesetz des Herrn zu ihrem Platz hinauf. Sie ist von ihrer Verachtung befreit, wenn sie ihre Bahn um das große Centrum findet. Sie schaut nicht mehr zu Boden, weil sie in der Gegenwart dessen ist, der den Blick nach oben lenkt. Wohl dem, der so gesegnet wird! Er giebt sich dem Gesetz der Anziehung hin und findet seinen Platz im Universum Gottes. Er sitzt nicht mehr, da die Spötter sitzen; denn seine Freude ist in dem Gesetz des Herrn.

8.

## Der Gott der Berge und der Gründe.

„So spricht der Herr: Darum daß die Syrer haben gesagt, der Herr sei ein Gott der Berge, und nicht ein Gott der Gründe, so hab' ich all diesen großen Haufen in deine Hand gegeben, daß ihr wisset, Ich sei der Herr." I. Könige 20, 28.

Diese Erzählung führt uns weit zurück in die erste Geschichte Israels, in die Zeit, wo es gegen die größeren, umliegenden Nationen um sein Leben kämpfte und wo Jehovah sich als Gott dieses Volkes erwies, indem er die Feinde desselben zu Boden schlug. Die Syrer hatten gleich dem Wolf die Herde überfallen mit einem Heer, sagt der Text, daß der Staub Samarias genug sein soll, daß alles Volk eine Handvoll davonbringe; Ben Hadad aber, der König von Syrien, und die zweiunddreißig Könige, die ihm halfen, so fährt die Geschichte fort, sind trunken in ihren Zelten, und die Syrer werden an jenem Tage in einem großen Blutbad geschlagen. Ihre Anführer aber lassen sich dadurch nicht entmutigen. Sie halten an der Theorie fest, daß dieser Gott an einen bestimmten Stamm und Ort gebunden sei, und sie berichten ihrem König, daß

sie den Gott Israels gerade in seiner stärksten Feste angegriffen haben. Ihr Gott, sagen sie, ist ein Berggott, deshalb haben die Israeliten uns überwunden. O, daß wir mit ihnen auf der Ebene streiten müßten! Was gilt's, wir wollten sie überwinden.

So kamen die Syrer nach Ablauf eines Jahres mit einem ungeheuren Kriegsheer zurück, und das Volk Israel war ihnen gegenüber wie zwei kleine Herden Ziegen; „der Syrer aber war das Land voll.“ Da tritt ein Mann Gottes zum König von Israel und sagt: So spricht der Herr: Siehe, soll ich jenen Heidengöttern gleich die Stütze meines Volkes auf den Bergen und nicht ihr Stab in den Gründen sein? Fülle ich nicht Himmel und Erde? spricht der Herr: „Darum, daß die Syrer haben gesagt, der Herr sei ein Gott der Berge, und nicht ein Gott der Gründe, so hab ich' all diesen großen Haufen in deine Hand gegeben, daß ihr wisset: Ich sei der Herr.“ Diese Erzählung gleicht der uns vertrauteren von den kühnen Griechen, die den Perserheeren widerstanden:

„Ein König saß auf fels'ger Höh'
Bei Salamis, sah vom Gestad'
Viel tausend Schiff' auf blauer See,
Die dort sein Ruf versammelt hat.
Er zählt sie, da der Tag anbricht, —
— Doch wo sind sie beim Abendlicht?“

Das ist die Geschichte dieses furchtbaren Überfalls und der gewaltsamen Entscheidung Jehovahs, — der blutige Sieg eines parteiischen Gottes. Hunderttausend Syrer, so wird uns mit großartiger Übertreibung erzählt, wurden an jenem Tage geschlagen. Doch sehen wir schon aus

jener frühen Geschichte Israels eine Wahrheit hervorbrechen, deren schließliche Folgen das Volk selbst nicht ahnte. Die Syrer sagten, der Herr ist ein Gott der Berge, aber nicht ein Gott der Gründe. Nein, sagte Israel. Wenn er auf den Bergen zu finden ist, muß er auch an ihrem Fuße sein, und ihn nicht in den Gründen finden, heißt, ihn nirgend finden. Das war der erste Schritt von dem Glauben an eine örtliche und begrenzte Gottheit zu dem höheren und universellen Theismus. Und wie wunderbar ist die Beobachtung, daß gerade in demselben Land Samaria und zwischen denselben Bergen, wo einst die Syrer geschlagen wurden, Jahrhunderte später der weitere Schritt in dieser Entwickelung der Gottesidee gethan wurde, und der Gott der Berge und der Gründe endlich zum Gott aller menschlichen Seelen wurde. Die Samariterin steht am Brunnen, am Fuße des Berges Garizim, und sagt: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und Ihr sagt, zu Jerusalem sei die Stätte, da man anbeten solle", und Jesus antwortet ihr mit den größten Worten der menschlichen Geschichte: „Weib, es kommt die Zeit, daß Ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist nnd in der Wahrheit."

Wenn wir in dieser geschäftigen Welt einen Augenblick innehalten und an das Leben denken, das so ganz unerforscht vor uns liegt, ergeht es uns da nicht ähnlich wie dem König von Syrien und seinem Heer, als sie in das unbesiegte Land Israel blickten? Da breiten sich die Berge und Thäler der Zukunft mit ihrem Licht und ihrem

Schatten lockend und schön vor uns aus; wer aber kann sagen, was darüber hinausliegt, oder wie dürr die Gipfel sind, die das Sonnenlicht auffangen, und wie dunkel die dazwischenliegenden Thäler? Und der Gott, der uns beschützen soll, — ist er ein Gott der Berge oder der Gründe? Soll unsere Religion uns auf den großen Gipfelpunkten der Entscheidung stützen, oder soll sie ein Glaube sein, der, in den Gründen aufgewachsen, seine Siege auf den Bergen feiert?

Angesichts dieser Hoffnungen und Sorgen für die Zukunft will ich nicht sagen, daß nicht einigen von uns außerordentliche Enthüllungen auf ungewöhnlichen Höhen zu teil werden. Aber gewiß ist es, daß solche Erfahrungen sehr selten sind. Nicht ein plötzliches Ereignis bestimmt die Handlungen der Menschen, es offenbart nur mit einem Schlage die in der Stille gepflegten Gewohnheiten. Ein Geschäftsmann z. B. soll eine schwierige Entscheidung treffen, und er thut es ohne Zögern vermöge eines Geistes, der durch tausend kleinere Aufgaben geschult ist, lauter Aufgaben, die — so scheint es — ihm nur gestellt wurden, um ihn weiter und weiter in der Weisheit zu führen, deren er in dieser einen großen Entscheidung bedarf. Ein junger Mensch tritt aus dem Thal des Alltagslebens heraus an eine große Aufgabe heran. Wie soll er das Ewige vor dem Zeitlichen, das Geistige vor dem Leiblichen wählen? Zuweilen wird ihm, Gott sei Dank, auf der Höhe selbst unerwartet Hilfe zu teil. Aber solch unmittelbare Stärke gehört zu den Wundern der Erfahrung. Die meisten Menschen werden auf den Höhen von der Stärke getragen, die unten in den Gründen gepflegt wurde. Wenn Gott kein Gott

der Gründe gewesen ist, so werden die Berge noch einmal zum Schauplatz lyrischer Selbsttäuschung und Niederlage werden. Die Seele steht hilflos auf dem öden Berggipfel und tastet umher nach einem Halt, der auf jenem kahlen Felsen gar nicht wächst. Gott ist kein Gott der Gründe gewesen, und so verbirgt er sich auch auf den Höhen. Und als Gegensatz dazu seht ihr ein Leben, das keine so furchtbaren Überraschungen in sich birgt. Derselbe Gott, der im täglichen Leben Treue und Geduld in der Verborgenheit gab, giebt nun Stärke bei den großen Entscheidungen oder Selbstbeherrschung bei den Versuchungen des Erfolges. Gott ist mit dem Menschen in den Gründen gewesen, und wenn nun in den erhabenen Momenten des Lebens die Triebe desselben bloßgelegt werden, so begegnet Gott jenem Menschen wieder, da er den Berg hinangeht.

Ich spreche in diesem Bilde alter Fehde von der Wichtigkeit der unbemerkten Tage, von der Stellung der gewöhnlichen Konflikte und der Bedeutung unbedeutender Menschen; denn ihr müßt mir darin beistimmen, daß solche Tage und solche Konflikte und solche Menschen für uns alle den größten Teil des Lebens ausmachen. Ich sage nicht, daß wir über die Grenze der Zukunft hinaus große und überraschende Ergebnisse des Lebens sehen, Alpenhöhen, um uns zu versuchen, oder furchtbare Abgründe, um sie zu erproben.

Ich glaube, wir sehen zum größten Teil wenig mehr als eine gewöhnliche Landschaft, ähnlich der, die die Syrer sahen, als sie in Israel hineinschauten, — das wellenförmige Land einer Durchschnittserfahrung, die Freuden und Leiden des gewöhnlichen, menschlichen Lebens.

Das ist es in der That, was uns das Leben zuweilen so schwer macht, — daß es so gar nicht dramatisch oder malerisch oder außergewöhnlich ist. Es muß sehr aufregend sein, wenn man ein Held ist, und sehr interessant, wenn man ein Schurke ist; wenn man aber nichts ist als ein Durchschnittsmann oder eine Durchschnittsfrau, so scheint man ein Leben zu führen, das des Heldenmuts gar nicht bedarf, ja, das kaum ein fesselnder Gegenstand für einen Prediger ist. Die meisten Predigten heißen uns mit Recht aufwärtsblicken zu den hohen Erfahrungen, den Krisen von Leben und Tod; und unser Mitgefühl heißt uns mit Recht abwärtsschauen in die Tiefen des Unglücks, des Kampfes und Schmerzes; ein Leben aber, das ruhig zwischen den Hügeln und Thälern dahingeht, scheint wenig zu enthalten, was die Phantasie oder den Willen anregt. Laßt uns aber ein für alle mal daran festhalten, daß das wohlgerüstete Leben, das in dem Kampf auf den Höhen nicht verzagt, aus der Heiligung jener Tage hervorgeht, die so unkriegerisch im Thale verflossen. Die gleißnerischen Tage, sagt Emerson:

„Sie geben jedem, ganz nach seinem Wunsch,
Brot, Königreiche, Sterne, Himmelsglanz.
Ich, in des Gartens Wildnis, sah die Pracht,
Nahm wenig Früchte mir und Kraut; der Tag,
Er neigte sich und schwand. Zu spät erkannt'
Unter dem ernsten Stirnreif ich den Spott.“

Ich sehe das Durchschnittsleben dahingehen, nicht wie ein Soldat zu den Aufregungen des Schlachtfeldes, sondern wie ein einfacher Mann zu seinem Arbeitsfeld voll gewöhnlicher Pflichten, wie ein Pflüger, der auf dem tiefen, ebenen

Feld in den Furchen seiner täglichen Aufgabe dahinschreitet. Ich sehe, wie der Gott der Gründe von Anfang bis zu Ende bei diesen einfachen Pflichten die Hand des Pflügers festigt, damit er seine Furche regelmäßig ziehen kann. Und dann sehe ich eines Tages — ich weiß nicht wann, aber vielleicht gar bald, wie dieses Durchschnittsleben von der Ebene seiner täglichen Geschäftigkeit abgerufen wird zu den erhabenen Höhen, da es der Erfahrung bedarf, hinauf zu der nebligen Region der Einsamkeit oder Versuchung, wo es für jeden schwer ist, den Weg allein zu finden. Und dann erkennen wir die Bedeutung des Durchschnittslebens. Es war die Zeit, die uns gegeben ward, um die Gemeinschaft mit Gott zu pflegen. Gott ist ein Gott der Gründe gewesen, und wünscht die Seele aufrichtig, den Weg auf jenen nicht vertrauten Höhen zu finden, so ist Gott auch dort ihr nahe. Vielleicht werden sich die Nebel nicht ganz verziehen, und der Weg wird nicht vollkommen klar; aber von Zeit zu Zeit wird sich die Wolke heben und den Weg zu unsern Füßen erkennen lassen, und der einsame Wanderer auf der Höhe weiß wohl, daß der Wind, der also seinen Weg klarlegt, nichts Geringeres ist als der freundliche Hauch des Gottes der Berge.

---

9.

## Dem Herrn den Weg bereiten.

Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste:
Bereitet dem Herrn den Weg. Matthäus 3, 3.

Keine Gestalt des neuen Testaments ist so dramatisch und malerisch wie die Johannes des Täufers — die Gestalt dessen, der, wie er sagt, dem Herrn den Weg bereitet. Petrus, Johannes, Jacobus und die Übrigen, die sich um Jesum gruppieren, scheinen dieselben Regungen und Neigungen zu empfinden wie wir; aber diese eigenartige, magische, halb bekleidete Gestalt des Täufers, dieses Eremiten der Wildnis, scheint einer Welt anzugehören, die keine Berührungspunkte mit dem modernen Leben hat. Zuerst will es uns scheinen, als sei er ein verspäteter Repräsentant alttestamentarischer Ideen, — ein asketischer, entsagungsvoller, strenger Prophet. „Ihr Otterngezüchte," sagt er, als wenn er Maleachi oder Jonas wäre, „wer hat denn Euch gewiesen, daß Ihr dem künftigen Zorn entrinnen werdet?"

Der Täufer selbst aber will kein Mann des alten Testamentes sein. Er blickt beharrlich vorwärts auf das neue Testament. Er macht sich zum Gehülfen dessen, der

da kommen soll und für den er den Weg bereitet. Nicht, daß er selbst in jener Zukunft von Bedeutung sein wird! Er zählt sich nicht einmal zu denen, die der neuen Ordnung angehören. Er ist nichts als eine Stimme, die den verkündigt, dessen Triumph er nicht mehr schauen wird. Er ist nicht wert, die Schuhriemen dessen zu lösen, der ihm folgt. Er wird dahinschwinden, während der Andere wächst. Ihm den Weg bereiten, das ist die einzige Ehre, die er für sich begehrt. Er vollbringt sein Werk, damit ein größeres Werk als das seine dadurch Eingang in die Welt gewinne. Er hätte als einer der letzten Propheten des alten Testaments dastehen können, gleich einer Gestalt, die bei Sonnenuntergang auf dem westlichen Rücken eines Hügels steht und in das verschwindende Licht hineinblickt; aber er zieht es vor, in der Morgendämmerung eines neuen Tages zu stehen und aus der Dunkelheit hinaus nach Osten zu blicken, dem Ort entgegen, an dem die Sonne aufgehen will, und dann in den Schatten zurückzutauchen, während die Sonne die Welt erleuchtet. Sich selbst auslöschen und Bedeutung finden in dem, das nach ihm kommen soll, das ist die Seelengröße des Täufers! Er ist der Prophet des Advents, der in die Wildnis hinaus den Namen des Herrn ruft, der da kommen soll.

Es wird natürlich nicht vielen Menschen beschieden, gleichsam in einem historischen Moment zwischen einer alten und einer neuen Welt zu stehen. Und doch wird manch ein moderner Mensch aufrecht erhalten und gestärkt durch diese Stellung des Täufers zu Christo, durch das Verhalten des Mannes, der sich selbst in den Hintergrund stellt und vorarbeitend dem Kommenden den Weg bereitet.

Ihr habt zum Beispiel Eure Erziehung vollendet und tretet in Euer Berufsleben ein. In gewissem Sinne seid Ihr Erben des in Jahrhunderten erworbenen Wissens. Für Euch hat die Vergangenheit alle Früchte an Sprachen, an Wissenschaften und Gesetzen getragen, für Euch ist die Universität gewachsen, für Euch hat sie gestrebt. Ein Mann sieht sich hier am Ende einer langen, historischen Entwicklung und beginnt mit großer Würde und Hoffnung sein eigenes Geistesleben. Aber wie bald fängt seine Arbeit an, ihn von allen Seiten einzuschließen; wie bald schrumpft sie zur Routine zusammen; wie werden seine Hoffnungen durchkreuzt, und je mehr er schließlich an sich selbst als Erben all dieser Jahrhunderte denkt, desto unbedeutender erscheint das Resultat.

Was soll er nun nach dieser Erkenntnis thun, um sich vor Kleinmut, Ruhelosigkeit, Selbstverachtung und Verzweiflung zu retten? Laßt ihn den andern Weg ins Auge fassen; von der Vergangenheit, deren Erbe er ist, laßt ihn der Zukunft entgegenschauen, der er den Weg bereitet. „Für mich," soll er sagen, „will ich weder Auszeichnung noch Erfolg noch das Bewußtsein, in einem meiner Werke die Arbeiten der Vergangenheit zusammengefaßt zu haben! Das alles muß fortgethan werden wie ein thörichter Knabentraum! Das Beste, was ich thun kann, bleibt immerhin ein ganz bescheidenes, unvollkommenes, stümperhaftes Stückwerk." Sobald er solchen Träumen von großen Heldenthaten entsagt, richtet er den Blick auf die Zukunft, und der Gedanke, daß er den Weg bereiten kann für die bessern Dinge, die folgen sollen, erfüllt ihn in seiner kleinen Aufgabe mit Würde und Freude. Er und sein

Werk werden dahingehen und vergessen werden; nach ihm werden die kommen, die ihm vorgezogen werden; aber das bessere Beste, was kommen wird, wird nur kommen, weil er sein Bestes gethan hat.

Zuweilen sieht sich der Besucher eines amerikanischen College zwischen den großartigeren Gebäuden einer englischen Universität und vergleicht sie mit der puritanischen Einfachheit unserer Säle, die Lowell „die Werkstätten des Gedankens“ nennt. Es scheint, als müsse eine tiefere Zuneigung jene alten, herrlichen Monumente englischer Pietät und Gelehrsamkeit umfangen, gleichwie der Epheu dichter ist auf jenen Mauern. Woher kommt es dann, daß bei all dieser historischen Vollkommenheit auf der einen und all dieser modernen Unvollkommenheit auf der andern Seite es tausende von Männern giebt, die die einfachen Traditionen unserer amerikanischen Colleges mit einer Innigkeit lieben, die nirgend übertroffen wird? Es kommt daher, daß die Menschen größeres Interesse an einem Ort haben, dessen große Tage man von der Zukunft erwartet, als an einem, dessen Bedeutung in der Vergangenheit liegt. Dort kann anscheinend nichts mehr gethan werden; hier glaubt man, noch alles thun zu können. Es ist köstlich, der Erbe einer großen, akademischen Geschichte zu sein; aber es spornt uns weit mehr an, teil zu haben an der Erschaffung des zukünftigen geistigen Lebens. Es ist etwas Herrliches um Vollkommenheit; aber wie einer unsrer eigenen Schüler gesagt hat, „es ist auch etwas Herrliches um Unvollkommenheit“. Es ist besser, ein Johannes der Täufer für die Zukunft zu sein, als in dem Nachglanz vergangener Größe zu leben. Nichts kann

einen akademischen Bürger unter uns heutzutage stärker begeistern als der Gedanke, daß der unvollkommene Dienst der Gegenwart den Weg bereiten möge, auf dem die Zukunft eines Tages einziehen könne.

Wie dies von intellektuellen Interessen gilt, so gilt es nicht weniger von der ganzen Erfahrung des Lebens. Jedes Menschen Leben ist einerseits ein Ende und andrerseits ein Anfang. Die Vergangenheit geht bis zu ihm hinan, die Zukunft geht von ihm aus. Und man kann sein Leben von beiden Gesichtspunkten aus betrachten. Wenn Ihr aber an alle Zwecke Eures Lebens als in Euch selbst endend denkt, so ist es traurig, daß sie in so wenig auszulaufen scheinen. Euer Ehrgeiz ist schließlich unerreicht, Eure Ideale sind nicht verwirklicht, Eure Fehler nehmen zu, und Euer armes, kleines, verwirrtes, mutloses Leben erscheint als ein klägliches Resultat der mächtigen Entwicklungen der Vergangenheit. Das ist es, was Menschen zur Verzweiflung und zur Verachtung des Weltlaufes bringt. Was für eine arme Welt ist es, so sagen sie, wenn sie es nicht weiter zu bringen vermag! Was für ein kümmerliches Ende aller Dinge ist es, wenn sie in meinem unbedeutenden Selbst auslaufen! Der große persische Dichter singt von der weltlichen Hoffnung:

Weltliche Hoffnung, d'ran das Herze hängt,
Zerfällt in Staub — und selbst, wo sie gedeiht,
Gleich wie der Schnee auf glüh'ndem Wüstensand
Strahlt sie nur eine kurze Spanne Zeit.

Nur eine kleine Rast, nur das Gefühl,
Daß in der Wüste man am Brunnen weilt —
Und sieh! — die Karawane hat erreicht
Das Nichts, aus dem sie kam. O eilt euch, eilt!

Ach, aber glaubt mir, das ist nicht die rechte Art, Euer Leben aufzufassen. Nicht das, was Ihr vollbringt oder ertragt oder leidet, ist der Schlüssel zu Eurer Erfahrung, sondern, daß durch alles, was Ihr vollbringt oder ertragt oder leidet, irgend ein andres Leben mehr Wirksamkeit oder Geduld oder Frieden habe! Andre mögen wachsen; Ihr mögt vergehen, und Euer Leben, das so unerklärlich durch sich selbst ist, mag Bedeutung gewinnen in dem, dem es den Weg bereitet. Es wird nicht gerechtfertigt durch das, was es vollendet, sondern durch das, was es ermöglicht. Es bietet sich selbst jener bessern Zukunft dar, wie der kleine Bach sich dem großen Strome hingiebt, als wenn er sänge:

Besser, ich bleib' an des Stromes Quell,<br>
Als ich gewönne das Meer;<br>
Besser, ich geb' mich in Liebe hin,<br>
Als strömte die Lieb' zu mir her.

An jedem geduldigen Dienst, den wir heute leisten, wird des Meisters Prophezeiung wahr: „Größre Dinge als diese sollt Ihr thun, weil ich zu meinem Vater gehe.“ Jedes Beste des heutigen Tages ist eine Vorbereitung auf das bessere Beste, das folgen soll; jeder selbstvergeßne Dienst der gegenwärtigen Welt bereitet durch die Wildnis des heutigen Tages den Pfad für den Herren der Zukunft und macht seinen Weg ebener in die Herzen der Menschen.

---

10.

## Das Gesetz der Freiheit.

Jacobus 1, 25.

Das Gesetz der Freiheit, — das klingt zuerst wie ein Widerspruch. Ist nicht gerade das Gesetz eine Beschränkung der Freiheit? Ist nicht die Freiheit gerade ein Fliehen vor dem Gesetz? Das Gesetz schließt Euch ein; die Freiheit läßt Euch hinaus. Das Gesetz des Staates beschränkt die Freiheit der Bürger. Das Gesetz der Natur hindert die Freiheit des Willens. Wie kann denn der Apostel sagen, daß das vollkommene Gesetz Freiheit bringt? Ich denke, er meint, daß die einzig wahre Freiheit im Leben nicht außerhalb des Gesetzes, sondern durch dasselbe zu finden ist. Ein Land ohne Gesetz — das Land des Anarchismus — ist kein freies Land. Es kann im Gegenteil eine Stätte des wüsten Despotismus sein. Eine Welt ohne Gesetz würde der Freiheit des Menschen keinen größeren Spielraum geben. Im Gegenteil, es würde nur ein Chaos von Unordnung sein ohne Raum für die Freiheit. Wie verhält sich nun die Freiheit zum Gesetz? Während einige Gesetze das Leben einschließen und beengen, giebt es andre, die es erweitern und befreien. Man wird dadurch frei,

daß man von einer Art des Gesetzes zu der andern übergeht. Freiheit ist die Treue gegen das höhere Gesetz.

Wir sprechen z. B. von einem freien Lande. Was ist ein freies Land? Es ist kein Land, in dem jeder thut, was ihm gefällt. Ein Land kann Menschen in Gefangenschaft setzen und doch ein freies Land sein. Es kann gewisse Arten des Geschäfts einschränken oder verbieten, und doch ein freies Land sein. Seine Freiheit ist keine gesetzlose Freiheit. Es ist ein freies Land, weil seine Gesetze jedem Bürger Gelegenheit geben, sein Bestes zu thun. Das Leben erschließt sich bis zur höchsten Höhe. Nicht die Bedingungen des Lebens sind die gleichen, sondern die Chancen. Der Übergang von der niederen zur höheren Ordnung des Lebens ist leicht. In dem Maß, als ein Staat diesen ermöglicht, ist er ein freier Staat. Sein Gesetz ist ein Gesetz der Freiheit.

Wir sprechen ebenfalls von einer freien Erziehung! Was ist eine freie oder freimachende Erziehung? Es ist keine Erziehung ohne Gesetz. Im Gegenteil, der frei erzogene Mensch hat sich der Zucht untergeordnet und die Ziele und die Autorität des Gesetzes kennen gelernt. Geistige Freiheit bedeutet Befreiung von den niedrigen, geschäftlichen oder unredlichen Aussichten des Lebens und ein Übertragen der Interessen und der Treue auf die ewigen Ideale des Wahren, Guten und Schönen. In dem Maß, als jemand sich mit ganzer Treue von den kleinen und berechnenden den großen und idealen Interessen zugewandt hat, ist er frei erzogen. Er hat das Gesetz der Freiheit gefunden.

Der Apostel schreibt aber an dieser Textstelle weder von Politik noch von Erziehung. Er spricht von der

Religion, und er beschreibt gerade das, was die Religion thun will. Hier, will er sagen, seid Ihr alle von den kleinen Gesetzen des Lebens eingeengt, von den unbedeutenden Interessen, die Euch völlig in Anspruch nehmen und Euch zu Sklaven machen, so daß Euer Leben weder Raum noch Aussicht noch Eigenart hat, und Ihr müßt in die Region eines höheren Gesetzes aufsteigen, wo Ihr weiter über das Leben ausschauen könnt. Ich hörte kürzlich in einer unserer großen Städte von einem Klub, der A. B. C. genannt wurde. Dieser reichlich einfache Titel war einer von Henry Drummonds Eingebungen entnommen, daß die Menschen, wie er sagt, „in ihren oberen Räumen leben müßten"; und diese jungen Leute, die das Bedürfnis hatten, für etwas Höheres als ihren Kreislauf geselliger Vergnügungen und für ihre Kameradschaft zu leben, nannten sich: „Der Anti-Niedrigkeits-Klub" (Anti-Basement-Klub). Sie hatten gelobt, sich den höheren Zielen des Lebens zuzuwenden, als wenn sie das große Wort der Parabel gehört hätten: „Freund, rücke hinauf!"

Welches Gesetz aber tritt dem entgegen, der sich zu den Grundsätzen des A. B. C.-Klubs bekennt und in die oberen Räume des Lebens geht? Das Gesetz der Freiheit! Zuweilen zerbrechen wir uns wirklich den Kopf über das, was die Religion (eigentlich) für uns thut. Sie beantwortet weder alle unsere Fragen, noch befriedigt sie uns, noch hält sie uns aufrecht, noch befreit sie uns von Kummer und Sorge. Was thut sie also? Sie giebt uns ein Gesetz der Freiheit! Sie erlöst uns von den niederen Interessen, die unser Leben zu beherrschen drohten. Gott kommt zu der menschlichen Seele und spricht: „Gieb mir, mein Kind,

dein Herz“, und in jener Hingebung an das höhere Gesetz verlieren die kleinen Interessen und Sorgen, die das Leben beherrschten, die Gewalt über uns, und die Seele tritt in das Gesetz der Freiheit ein. Was ist die Aufgabe des Lebens anders, als daß wir unsern Herzenswunsch von dem einengenden Schlendrian und der Niedrigkeit des Lebens auf die Frische und Kraft der klareren, höheren Luft richten, und was ist Freiheit, wenn nicht die freudige Erlösung durch jenes neue Ideal?

„Wie leicht der Schritt, wie frei die Brust sich hebt,
Wie weit der Blick, der plötzlich sich uns beut!
Wie reich das Leben, das vorm Tod nicht bebt,
Das Leben, das die Welt ringsum erneut.

Zuweilen ereignet sich auf dem Ozean etwas, das den Seeleuten vollkommen vertraut ist, aber dennoch etwas Schönes und Fremdartiges an sich hat. Ein Schiff wird eines Tages von einer tiefen, plötzlichen Windstille befallen und liegt machtlos da, unfähig, den Hafen zu erreichen; aber während die Seeleute nun warten und wachen, bemerken sie, daß der kleine Wimpel auf der höchsten Spitze des Mastes sich zu kräuseln und zu bewegen beginnt, obwohl sich keine Welle auf dem Wasser regt und nicht der leiseste Hauch ihr Gesicht berührt — der Wind weht nur ganz in der Höhe, sagen sie. Er kommt nicht bis auf die Oberfläche der See hinunter. Dann breiten sie die oberen Segel aus, um die Windströmung aufzufangen, die man unten gar nicht spürt, und von jener höheren Luft getrieben, verfolgt das Schiff stätig seinen Kurs, gerade über die See hin, die hoffnungslos ruhig und unbewegt

aussieht. So bewegt sich zuweilen der Geist Gottes über dem Menschenleben:

Mächtig wie des Windes Wehn,
Ungesehn gleich ihm —

und unten in der Ebene des Lebens ist noch alles regungslos. Ihr scheint unter der Herrschaft eines Gesetzes zu stehen, das Euch mit seiner trüben, dumpfen Einförmigkeit in Fesseln legt. Ihr fühlt nicht den Hauch des Geistes auf Eurer Wange. Doch hoch oben bewegt sich der Strom des höheren Gesetzes, und das Leben, das seine oberen Segel ausbreitet, wird, wie durch ein Wunder, über die Flachheiten des Lebens dahingetragen unter dem Lufthauch, der zugleich Gesetz und Freiheit ist. —

---

## 11.

# Die entschwindende Herrlichkeit.

„Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn denn nun meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in der Felskluft lassen stehen, und meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir thue, wirst du mir hinten nachsehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen."

2. Moses 33, 21—23.

In dieser Textstelle wird uns in genauer, orientalischer, dramatischer Weise beschrieben, was sich in manchem Leben ereignet. Moses möchte die vollkommene Gewißheit haben, daß Gott mit ihm ist, und er betet: „Zeige mir Deine Wege; zeige mir Deine Herrlichkeit"; Jehovah aber antwortet ihm: Das kann ich nicht; denn es ist einem Menschen unmöglich, mir gerade ins Angesicht zu schauen und dann weiter zu leben. Aber ich will etwas andres für dich thun: sobald meine Herrlichkeit dir naht, will ich dich in einen Spalt des Felsens stellen, und während ich vorübergehe, will ich meine Hand vor deine Augen halten, und wenn ich fortgehe, werde ich meine Hand wegnehmen, und du wirst den Schein der scheidenden Herrlichkeit sehen.

Die Wahrheit der Dinge erkennen, wenn sie im

Scheiden begriffen sind, in einem Felsspalt verborgen sein mit einer Hand vor den Augen und die Herrlichkeit und Größe der Erfahrung erst dann kennen lernen, wenn sie vorüber ist — das war die einzig mögliche Offenbarung, die Mose von der Gegenwart Gottes werden konnte.

Findet sich nicht in fast jedem Menschenleben das Gleiche? Jemand sieht ein besonderes Ereignis seines Lebens herannahen; ein Jüngling schaut in seine Studienjahre hinaus; eine junge Frau hält inne und fragt sich nach der Bedeutung ihres dahineilenden, geschäftigen, glücklichen Winters, und beide haben den sehnlichsten Wunsch, der Gegenwart und Führung ihres Gottes ganz sicher zu sein: „Zeige mir Deine Wege", rufen sie, „zeige mir Deine Herrlichkeit." Laß mir die Absichten des Lebens erschlossen werden, während das Leben noch mein ist. O, laß mich in der Hetze und Routine, in der Kleinlichkeit und Unbedeutendheit des Lebens die unmittelbaren Anzeichen dessen erkennen, was heilig und göttlich ist. Aber wie selten wird es uns gestattet, dies große Licht in unser kleines Leben scheinen zu sehen! Es ist, als wenn uns eine Hand vor die Augen gehalten, und wir in eine Felsspalte gestellt würden, wo die Geschäftigkeit und Alltäglichkeit des Lebens die himmlische Vision ausschließen. Das Studienjahr geht dahin, der geschäftige Winter schwindet in Gedankenlosigkeit, Trägheit oder überwältigender Sorge, ohne ein Gefühl von Herrlichkeit. Und gerade, wenn solche Erfahrung dahingeht, wird eines Tages die Hand von unsern Augen genommen, und wir erkennen, wie schön und köstlich das Privilegium war, welches so wenig benutzt ward und jetzt nur eine schwindende Herrlichkeit ist.

In unserm Lande sehen Tausende von Menschen gerade in dieser Weise auf ihre Studienjahre zurück. Während sie hier, eingeschlossen in den kleinen Spalt ihres Platzes, für ihre Interessen oder Unreife leben, schätzen sie die Freiheit, Poesie und Schönheit dieser Jahre nicht vollständig; aber sobald diese Tage zurückweichen, wird ihr Glanz offenbar, und sie gewinnen eine besondere Färbung und einen besondern Reiz, und während all der ernsteren Jahre des späteren Lebens sagt man sich: Dies waren die goldenen Tage, die Jahre der Wonne und unverantwortlichen Freude.

Und all dies gilt in derselben Weise von den Erfahrungen fast jeden Menschenlebens. Ihr werdet eines Tages in das Thal der Finsternis geführt, wo Euch Furcht oder Einsamkeit, Sorge oder Kummer begegnet, und voll Angst ruft Ihr zu Gott: „Was soll dies bedeuten? Wenn Du hier bist, so zeige mir Deine Herrlichkeit! Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ Aber es kommt Euch keine Erleuchtung. Der Schatten bedeckt den Spalt so sehr, daß Euch finstere Nacht umgiebt, und es ist, als wenn die Sonne vollständig und für immer entflohen sei. Aber wie oft scheint das Licht gerade, wenn die Erfahrung vorübergeht. Die Absicht, die Ihr beim Herannahen nicht erkennen konntet, wird deutlich, da sie vorüberzieht. Gott hatte euch nicht in der Finsternis gelassen. Er hatte seine Hand nur vor Euer Gesicht gehalten, und gerade wie der Schatten vom Angesicht der Sonne weicht, und wie das Licht nach einer Sonnenfinsternis wieder strahlt, — so wird nach und nach die Hand von Eurem Angesicht genommen, und Ihr fangt an, die Bedeutung Eures Leids zu verstehen und einen Strahl

der verschwindenden Herrlichkeit aufzufangen: „Was ich jetzt thue," sagt Jesus, „weißt du noch nicht; du wirst es aber später erfahren." Die Wahrheit, die verhüllt war, während sie gegenwärtig, wird oft enthüllt, wenn sie geschwunden ist. Es ist Euch dienlich, sagt Jesus, daß ich von Euch gehe, damit der Geist der Wahrheit zu Euch komme, und mancher hat diese Wahrheit erfahren, während er etwas Herrliches schwinden sah.

Was bedeutet nun diese späte Erkenntnis, die Herrlichkeit, die erst im Entschwinden wahrgenommen wird?

Bei dem ersten Blick erkennen wir hierin viel von dem Pathos des Lebens, viel von seiner Ironie und Tragödie. Weshalb müssen wir so viele Lehren des Lebens erst dann erfassen, wenn es zu spät ist, sie zu benutzen? Hätte ich während des Gehens den Zweck jeden Schrittes im Leben gekannt, sprecht Ihr, hätte Gott mir seine Herrlichkeit zur rechten Zeit offenbart, dann hätte ich weiser sein können; daß ich aber die schwindende Herrlichkeit, die zurückweichende Wahrheit der Dinge sah, die mir nicht ihr Angesicht zeigten, konnte mich nur mit fruchtloser Reue und Scham erfüllen. Wie konnte ich in meinem Felsspalt ahnen, daß Gott daran vorüberging, und was konnte ich andres thun, als dort im Dunkeln sitzen bleiben?

Darin liegt aber in Wahrheit keine Ironie des Lebens, sondern ein Zeichen der Wahrheit, des Fortschrittes und Friedens. Woher kommt es, daß man die volle Herrlichkeit des gegenwärtigen Lebens nicht wahrnimmt? Es kommt, wie Gott einst zu Moses sagte, daher, daß der Mensch Gott nicht gerade ins Angesicht schauen und dann weiter leben kann. Wenn es uns gestattet wäre, die ganze

Tragweite des Erfolges von jedem Vorfall unseres Lebens zu schauen, von jedem Tag, jeder Handlung, jedem Wort, gerade wie Gott sie sieht, vollständig und furchtbar in ihren Konsequenzen, wenn Ihr die Einflüsse beobachten könntet, die von jeder kleinsten Äußerung ausgehend, Wellen schlagen, als wenn man einen Kiesel in einen stillen See wirft und zusieht, wie die Kreise sich wellenförmig dem Ufer nähern, würdet Ihr durch solche Offenbarung gestärkt, erfreut, ermutigt werden? Im Gegenteil, es würde nur eine lähmende, niederdrückende, unerträgliche Offenbarung für Euch sein. Es wäre, als wenn der volle Glanz des Sonnenlichts gerade in Eure Augen fiele, und statt sie zu erhellen, sie blendete und verdunkelte. Was würde aus all dem Vertrauen, der Leichtherzigkeit, Hoffnung und Freude des Lebens werden, wenn wir die unendliche Bedeutung jeder vorübergehenden Stunde zu sehen vermöchten?

Zuweilen wünscht man, daß ein Knabe das Leben mit den Augen eines älteren Mannes sehen möge. In Wahrheit aber würde das kein Segen für den Knaben sein. Anstatt ihn furchtlos, natürlich und gesund zu machen, wie er sein sollte, würde es ihn nur kränklich, ängstlich, verzagt und vorzeitig alt machen. Nichts könnte der Natur mehr widersprechen als der Versuch, die Erfahrungen und Gedanken des Alters in das jugendliche Leben hineinzuzwängen. Für die Jugend ist es natürlich, gedankenlos und frei zu sein, und Gott hält die Hand vor manches Jünglings Gesicht, nicht weil er ihm die Vision mißgönnte, sondern weil er noch nicht reif für sie ist. Es giebt Dinge, die verborgen gehalten werden müssen, um gelernt zu werden, wie ein weiser Lehrer die

Antwort zurückhält, bis die Aufgabe ausgearbeitet ist. Es giebt Dinge, die nicht ins Leben hineinstrahlen können, ohne zu blenden. Es war eine ebenso große Gnade von Gott, Moses die Hand vors Gesicht zu halten, als ihm die Herrlichkeit im Schwinden zu zeigen. Und das führt uns zu dem wirklichen Rätsel des menschlichen Lebens. Es ist nicht, wie so manche zu glauben scheinen, eine Erklärung der Erfahrung, es ist im Gegenteil Erziehung durch Erfahrung. Gott erwartet nicht, daß die Menschen keine Fehler machen und nicht einmal im Dunkeln straucheln. Er erwartet nur, daß sie durch ihre Fehler lernen, und daß sie durch die Dunkelheit vorwärts straucheln, — bis Er ihnen seine Herrlichkeit zu seiner Zeit zeigen wird. Die berechtigte Bitte des Menschen an Gott ist nicht: „Zeige mir sogleich Deine Herrlichkeit, oder ich werde aufhören, Dich anzubeten", sondern: „Hilf mir warten, bis das Licht, das kaum zu mir in den Spalt dringt, sich mir eines Tages in seiner schwindenden Herrlichkeit enthüllt." Jeder von uns ist in einen sehr kleinen Spalt einer sehr großen Welt gestellt, und niemand von uns kann den ganzen Horizont übersehen; aber so wie die Herrlichkeit eines jeden Tages vorüberzieht, so erleuchtet ihr Licht unser Gedächtnis und stärkt unsere Hoffnung. Und so gewinnt das unbedeutende Leben Bedeutung, das dunkle Licht und das einsame Gemeinschaft, und wir leben, wie die Bibel sagt, nicht im Schauen, sondern im Glauben. Das ist die Bedeutung des Begrenzten und Geheimnisvollen im Leben. Das ist die Hand Gottes, die sanft vor unsere Augen gehalten wird. Und das mag schließlich der Unterschied zwischen dem Leben auf Erden und dem Leben im Himmel

sein. Hier sehen wir, sagt Paulus, in einem Spiegel, unvollkommen, durch Reflex; dort werden wir stark genug sein, Gott von Angesicht zu Angesicht zu schauen und zu erkennen, gleich wie wir erkannt sind. Hier stehen wir in dem Spalt des Felsens; dort werden wir den ganzen Horizont überblicken. „Hier Glauben, dort Schauen.“ „Auf Erden der gebrochene Bogen, im Himmel der vollkommene Kreis.“ Hier die scheidende Herrlichkeit; dort die Verheißung des Buches der Offenbarung, daß wir sein Angesicht schauen werden und zufrieden sein, wenn wir erwachen — und Ihm gleichen.

---

12.

## Geistige Front.

Als nun Daniel erfuhr, daß solch Gebot unterschrieben wäre, ging er hinein in sein Haus; er hatte aber an seinem Söller offne Fenster gegen Jerusalem; und er fiel des Tages dreimal auf seine Knie, betete, lobte und dankte seinem Gott, wie er denn vorhin zu thun pflegte. Daniel 6, 10.

Die Länder des alten Testamentes Syrien, Arabien und Ägypten bieten dem Reisenden oft einen ganz eigenartigen Anblick, der ihm einen tiefen Eindruck macht. Der Wanderer sieht die Sonne hinter den violetten Hügeln niedertauchen und die Schatten auf der rotbraunen Ebene wachsen, und weit hinten in der Wüste erblickt er einen Araber, der auf seinem Kamel durch die gelbe Öde zieht. Die Sonne schwindet, der einsame Wanderer steigt ab und breitet seinen kleinen Teppich auf den Sand. Er weiß nicht, daß ein menschliches Auge ihn beobachtet; er denkt nur daran, daß die Stunde seines Gebetes gekommen ist. Er wendet sich der Richtung zu, in der nach seiner Meinung die heilige Stadt Mekka liegt; während sein ermüdetes Tier sich der willkommenen Ruhe überläßt, neigt er sich, läßt sich auf die Kniee nieder und erhebt sich wieder in tiefem Gebet — eine kleine, dunkle Silhouette gegen den Abendhimmel.

Die unermeßliche und ungeheure Einsamkeit einer

solchen Scene macht zuerst den größten Eindruck auf Euch. Hier in diesem Meer von Sand ist ein einziges menschliches Wesen allein mit seinem Gott. Im nächsten Augenblick jedoch erinnert Ihr Euch daran, daß ein solcher Gottesdienst niemals einsam ist. Er nimmt, im Gegenteil, gerade dem verlassnen Kameltreiber das Gefühl der Einsamkeit. Er weiß, daß in allen Teilen der muhamedanischen Welt, in Indien, Persien, der Türkei und dem nördlichen Afrika Millionen Menschen mit ihm in dem verschwindenden Licht die Kniee beugen und nach demselben heiligen Mittelpunkt schauen, nach der Stadt des Propheten; und während er mit dieser großen Menge sein einfaches Gebet wiederholt, wird er aus der Einsamkeit hinausgehoben in die Gemeinschaft eines gemeinsamen Glaubens.

Derselbe Trieb, der die Araber sich nach ihrer heiligen Stadt wenden heißt, bewegte in dieser Textstelle auch den Propheten Daniel. Was ihnen Mekka, ist ihm Jerusalem. Es war seine heilige Stadt und er war ein Gefangener im weit entlegenen Babylon. Er hat Heimweh nach seinem verlorenen Tempel; er sehnt sich nach dem heimischen Gottesdienst. Er verschafft sich eine Wohnung, deren Front der Stadt seines Gottes zugewandt ist, und während er betet, blickt er weit hinaus, als wenn er mit seinen Gebeten die Wüste überbrücken und die Mauern Zions erreichen könnte. Er blickt nach Westen, von demselben Impuls getrieben, der die Erbauer der großen, christlichen Kirchen ihre Altäre an die Ostseite stellen läßt, damit die in Europa Betenden das Gesicht demselben heiligen Lande, derselben heiligen Stadt zuwenden.

Daß man sich also um die Himmelsrichtung sorgt,

der ein Beter sich zuwenden sollte, erscheint uns in vieler Hinsicht veraltet und abergläubisch. Jedes Land, sagen wir, ist heilig. Alle Fenster gehen auf geweihte Stätten hinaus. Die Mekkas und Jerusalems, die wir verehren, sind keine von Mauern umschlossene Städte, sie sind unsichtbare und innerliche Quellen der Begeisterung. Und dennoch bleibt jener Grundgedanke wahr, daß der Ausblick unserer Seele, die gewöhnliche Front unseres Lebens und unserer Gedanken, die erste Frage der Religion ist. Gerade wie der Wert Eures Hauses oder Zimmers von der Aussicht nach Süden oder Norden, auf sonnige Felder oder sonnenlose Gassen abhängt, so ist die rechte Richtung das erste Erfordernis für Geist und Seele. Der Unterschied zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit hängt oft weniger von der Meinung oder dem Glauben als von der geistigen Front ab.

Zwei Männer gehören z. B. derselben politischen Partei an; sie stimmen für dasselbe Programm, sie wählen denselben Kandidaten, sie applaudieren in denselben Versammlungen, und doch werden sie von ganz entgegengesetzten Motiven geleitet. Für den Einen gilt die Partei als Mittel der Reform, als Sicherung des Handels, als der Fortbestand aller Institutionen; dem Andern ist sie nur die Aufrechterhaltung seiner eigenen Stellung, das Verbergen seines eigenen Unrechts, der Preis für seine eigene Stimme. Sie gleichen Leuten, die auf verschiedenen Seiten derselben Straße wohnen. In gewissem Sinne sind sie nahe Nachbaren, und doch sind ihre Gesichtspunkte einander vollkommen entgegengesetzt. Der Eine sieht nach Norden, der Andre nach Süden. Der Eine sieht in die Sonne, der

Andre in den Schatten. Jeder findet auf der Gegenpartei solche, die ihm mehr gleichen als die eigenen Wahlgenossen. Sie stimmen nicht für denselben Wahlzettel; aber sie stimmen für dieselben Ideen. Sie sind keine so nahen Nachbarn; aber sie haben die gleiche Aussicht.

Oder denkt an die religiösen Sympathien der Menschen, die uns oft ganz verwirren! Hin und wieder trefft Ihr einen Menschen, dessen religiöse Überzeugungen anscheinend von den Euren weit entfernt sind, für den Ihr aber doch die feine Sympathie einer verwandten Seele empfindet. Wenn doktrinäre Erörterungen das einzige Band zwischen Euch gewesen wären, so würdet Ihr keinen gemeinsamen Boden der Überzeugung gefunden haben. Ihr macht aber die überraschende Entdeckung, daß Ihr trotz radikaler Meinungsverschiedenheiten einen gemeinsamen Ausblick habt. Gottesverehrung bedeutet Euch Beiden dasselbe; die Fenster Eurer Seele gehen auf denselben Weg hinaus; und Ihr habt mehr wahre Sympathie für diesen Andersgläubigen als für viele, die Eure Meinung teilen, aber so zu sagen mit dem Rücken gegen Euch stehen und eine andre Aussicht haben.

So kommt es, daß die ersten, wenn auch nicht die größten Fragen, die jede Seele sich stellen sollte, nicht lauten: Wo stehe ich? Was glaube ich? Was habe ich erreicht? sondern viel einfacher: Welcher Richtung wende ich mich zu? Was ist der tägliche Ausblick meines Geistes und Herzens? Giebt es überhaupt über all diese Kleinigkeiten und Plackereien des Lebens hinaus eine Aussicht auf ein heiliges Jerusalem, dem ich mich im Gebete zuwende?

Und hier liegt die drohende Gefahr für unsere wie für jede andre Zeit. Ihr hört, wie Euch die Menschen

vor den jeweiligen Richtungen der Philosophie, der Wissenschaft oder der Theologie warnen, als wenn ein andrer Ausblick, ein neues Jerusalem, die Übertragung Eurer Treue auf andere Gegenstände das Schlimmste wäre, was geschehen könnte. Die wahre Gefahr für unser Zeitalter liegt jedoch nicht darin, daß wir eine neue Aussicht finden, sondern darin, daß die sich häufenden Interessen des modernen Lebens uns überhaupt keinen Ausblick mehr lassen, kein offnes Fenster für den Geist, keine heilige Stadt für die Seele. Die Fensterläden des Lebens sind fest geschlossen; die kleinen Dinge des Lebens drängen die großen hinaus; und die Seele weiß nichts von dem Sonnenschein und der Landschaft, die sich gerade vor ihrer Thür ausbreitet; jeder sollte beten, daß er von diesem praktischen Materialismus, der ein Fluch unseres Lebens ist, befreit werde — von diesem eingeschlossenen, mit sich selbst beschäftigten, entgeisteten, entweihten Leben, dem Leben ohne Ideale, dessen Fenster nach Jerusalem zu verschlossen und verriegelt sind, wo der Mensch drinnen so beschäftigt ist, daß er keine Zeit hat, auf eine ferne Stätte auszublicken, die ihm einen heiligen Gedanken eingeben könnte.

In dieses absorbierte, mit sich selbst beschäftigte, überlastete Leben tritt nun die Religion mit ihrer besonderen und köstlichsten Gabe. Manch einem müden und eingeschlossenen Leben giebt sie im Anfang keine absolute Überzeugung und keinen festen Glauben; sie öffnet nur die Fenster, die auf eine weitere Welt hinausgehen. Ihr seid bei all der Unvollkommenheit Eurer geistigen Überzeugungen und Eurer moralischen Entschließungen wenigstens so weit gekommen, daß Ihr auf den rechten Weg hinaus seht, und

daß Ihr über die öden Kleinlichkeiten des täglichen Lebens hinweg die Augen zu den entfernten Hügeln der Heiligkeit, der Verehrung und Liebe aufzuheben vermögt.

Und wie gewiß ist es, daß manche von denen, die sich hier versammeln und sorglos und gedankenlos herkommen, ohne sich eines tiefern Wunsches bewußt zu sein, dieses weiteren Ausblickes der Seele bedürfen. Wie eingeschlossen wird unser Leben von Woche zu Woche; wie befangen sind wir in dem unerbittlichen Druck socialen Ehrgeizes und socialer Anforderungen. Wie wenig vermögen wir von den großen Zielen des Lebens zu sehen! Die Sorgen dieser Welt und die Lust nach andern Dingen sind gewachsen und werden groß wie die Bäume, die ringsum unser Heim umgeben, bis sie die Sonne ausschließen und wir nur Schatten und Hindernisse sehen, wohin wir auch blicken. Und dann gehen wir eines Tages, vielleicht an einem stillen Nachmittag gleich dem heutigen, in unserer Betrachtung in die obern Räume unserer Gedankenwelt hinauf und sehen für einen Augenblick über die uns einschließenden Dinge hinweg, und es ist, als hätte sich durch die oberen Zweige ein Durchblick auf den weiten Horizont eröffnet. Da sehen wir die Ideale und Träume, von denen wir dachten, daß sie längst verschwunden seien — entfernt aber klar — wie ferne Türme im Abendlicht. Wir sehen aus diesen oberen Fenstern der Seele den Glauben an ein heiliges Leben, und durch den sich öffnenden Durchblick schicken wir einen stillen Gedanken der Anbetung hinauf, und über den geistigen Himmel flutet der Sonnenschein der strahlender Liebe Gottes zu uns zurück.

13.

## Religion für diese gegenwärtige Welt.

Denn es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen, und züchtiget uns, daß wir sollen züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt.
Titus 2, 11—12.

In den drei Worten „züchtig", „gerecht", „gottselig" entwirft uns das neue Testament das Bild eines in sich abgeschlossenen christlichen Charakters. Züchtig in Bezug auf uns selbst, gerecht gegen unsere Nächsten, und gottselig im Hinblick auf die Religion; darin liegt die vollkommene Definition des christlichen Lebens. Der Apostel aber geht noch weiter und sagt, daß wir solch ein Leben in dieser Welt, in den uns gegebenen Verhältnissen führen sollen. Für ihn liegt ein wesentlicher Teil des christlichen Lebens in der Beziehung desselben zu seiner Zeit. Es sollte ebensowohl ein Leben für seine eigene Welt wie ein Leben für die Ewigkeit sein. Würde der Apostel, wenn er jetzt gelebt hätte, dasselbe gesagt haben? Ist dieses die rechte Zeit für ein züchtiges, gerechtes und gottseliges Leben? Können wir dem jetzigen Zeitalter angehören, von seinen Strömungen bewegt werden, den Stempel seines Wesens

tragen, und uns dennoch die Züchtigkeit, Gerechtigkeit und Gottseligkeit eines christlichen Charakters bewahren?

Wir begegnen hier einer der gewöhnlichsten und uns am meisten entkräftenden Ketzereien unserer Zeit: dem Eindruck, daß es keine gute Zeit für ein züchtiges, gerechtes und gottseliges Leben sei, der Voraussetzung, daß der Geist unseres Zeitalters gegen den Christen gerichtet sei, der in ihr notwendig den Kürzeren ziehen müsse. Der Maßstab für die Geschäftsführung, sagt man, wird immer kleiner, die Sitten des Hauses immer lockerer; Selbstsucht ist zur allgemeinen Regel geworden; einfaches Leben und hohe Anschauungen entsprechen nicht den Gewohnheiten unserer Zeit. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen werden uns zwei Möglichkeiten der Lebensführung nahe gelegt. Entweder beugen wir uns dem Druck unserer Zeit, wir geben zu, daß dieselbe mit einem christlichen Leben unvereinbar ist; wir passen uns einem Richtmaß an, das unser Gewissen nicht billigt. So handelt das gewöhnliche Weltkind der jetzigen Zeit, das dem socialen Druck den Charakter opfert. Das ist moralische Feigheit und religiöser Verrat.

Oder wir fliehen vor unserer Zeit. Das haben im Laufe der Geschichte tausende der auserlesensten Menschen gethan. Sie haben es unmöglich gefunden, unter den jeweilig herrschenden Verhältnissen ein züchtiges, gerechtes und gottseliges Leben zu führen, und so haben sie sich den Einflüssen desselben entzogen, sich in Klöstern verborgen und die Wüste mit Höhlen bevölkert. Niemand kann die Geschichte dieser Asketen und Eremiten ohne glühende Bewunderung lesen. Es ist etwas Großes, daß

die Verlockungen eines jeden Zeitalters an ein paar Seelen machtlos abgeglitten sind, während sie über so viele den Sieg davongetragen haben. Aber nichtsdestoweniger ist das nicht die Geschichte einer Schlacht, sondern einer Flucht. Diese Menschen fürchteten sich einfach vor ihrer Zeit, und sie liefen davon und suchten sich zu retten, während die große Masse der Menschen den Kampf ohne sie auszufechten hatte. Die Flucht war nicht auf Glauben, sondern auf Unglauben gegründet, auf die Überzeugung, daß Gott seine Welt verlassen habe, und daß sie dieselbe auch verlassen müßten, um Ihn zu finden. Und überdies war die Flucht erfolglos. Da sie vor der Welt flohen, flohen sie vor jeder Gelegenheit, sie zu bessern.

Ich stand einst auf einer kleinen Landspitze am oberen Nil, wo der erste christliche Eremit seine Jünger um sich versammelt hatte. Zwischen jenen Triebsandhügeln, in rohen Höhlen und Gruben lebten einst tausend heilige Männer und Frauen, die sich von dem Reichtum, der Schönheit und dem Wissen der Welt abgewandt hatten; und was findet man von all den christlichen Impulsen und Träumen jetzt an jener Stätte? Kein Denkmal der Barmherzigkeit, keinen Beitrag zum Wissen, keine erhabene Kirche, kein Hospital, keine Schule. Es bleibt zu ihrem Gedächtnis auch nicht eine Spur, die uns zeigt, daß sie die Welt, in der sie lebten, zu erlösen suchten. Der Reisende ist dort von ungeheurer Einsamkeit umfangen und sieht über das Meer von Sand hin nichts als die leise bewegte Decke ihrer ungezählten Gräber.

Was soll nun der züchtige, gerechte und gottselige Mensch thun, wenn er nicht dem gegenwärtigen Zeitalter

nachgeben und nicht vor ihm fliehen soll? Nun, er soll es benutzen, — er soll es gerade so nehmen, wie es ist, als das von Gott gegebene Material, aus dem der christliche Charakter herausgearbeitet werden soll, der für die gegenwärtige Zeit paßt. Seht den Töpfer in seinem Thon arbeiten! Es ist gewöhnliches Material, und seine Hände werden beschmutzt, während er es formt; aber es kommt ihm nicht zu, ihn zurückzuweisen, weil er nicht reinlich ist, oder nach Kinderart darin herumzukneten, nur um schmutzig zu werden. Er soll ihn nehmen, wie er ist und die Formen der Schönheit herausarbeiten, die der Thon möglicherweise erreichen kann. Gerade solches Material ist die moderne Welt. Sie ist nicht sehr reinlich; der Geschäftsbetrieb, das Verfahren der Industrie, die gesellschaftlichen Sitten beschmutzen den, der sich mit ihnen befaßt; aber es ist nicht unsere Pflicht, unsere Hände davon zu lassen noch uns ihren Sünden hinzugeben, sondern die Verhältnisse der Jetztzeit als ein Material hinzunehmen, aus dem ein neuer Typus moralischer Schönheit gebildet werden soll. Vor den Strömungen des modernen Lebens davonlaufen ist leicht genug; sich dem Schlechten darin überlassen ist noch leichter; aber in der Welt und doch nicht von der Welt sein, ihr Material formen, ohne davon befleckt zu werden, das ist die wahre Aufgabe des modernen Christen.

Und hier tritt uns der neue Typus eines christlichen Charakters entgegen. Die Heiligen der Vergangenheit sind zum größten Teil Menschen gewesen, die vor der Welt flohen; aber der christliche Heilige unserer Zeit ist der Mensch, der die Welt zu benutzen versteht. Eine Frau

lebt z. B. mitten im Gesellschaftsleben unserer Tage. Die Welt um sie herum ist frivol, selbstzufrieden, luxuriös, verderbt, während sie glaubenseifrig und fromm zu sein wünscht. Was soll sie nun thun? Soll sie aus solcher Welt fliehen wie aus einem sinkenden Schiff, und sich retten, während jenes untergeht? Im Gegenteil; gerade in der Beschaffenheit ihrer Umgebung liegt für sie die Gelegenheit zur Ausübung ihrer Religion. Laß sie auf ihrem Posten ausharren und denselben heiligen. Laß sie trotz aller Gelegenheiten zur Befriedigung ihrer Neigungen ein einfaches Leben führen, ein Leben voll hochherzigen Dienstes, wo sie es in selbstsüchtiger Thorheit hinbringen könnte. Das ist ihr Kampf, und er ist ebenso schwer wie das Leben einer Heiligen, und ebenso heilig wie das einer Nonne.

Ein junger Mann steht im akademischen Leben drin mit seiner Geistesarbeit und Unverantwortlichkeit. Wie soll er Christo hier dienen? Dadurch, daß er sich auf den Standpunkt stellt, als sei er von Feinden umlagert, und sich so weit wie möglich von dem Geist dieser Stätte zurückzieht? Im Gegenteil, die Gelegenheit zur Ausübung seines Christentums liegt für ihn thatsächlich in den hiesigen Verhältnissen, die durch eines jungen Mannes Kraft zu schönen und guten Zuständen gebildet werden können.

O, wenn wir sehen, wieviel nur durch das anspruchslose Leben ruhiger, mannhafter Leute unter uns gewirkt wird, wie Vortrefflichkeit ebenso ansteckend ist wie das Laster, wieviel diejenigen schaffen, die, wie Laurence Oliphant sagt, ohne Pose und Selbstbewußtsein einfach „leben“, dann wird unser Gebet für die Jünglinge im akademischen

Leben viel tapferer als irgend ein schüchterner Wunsch nach individueller Sicherheit. „O Gott," beten wir, „führe unsere jungen Leute nicht aus ihren Verhältnissen heraus, sondern tiefer in sie hinein, nicht um ihre Schwierigkeiten herum, sondern gerade durch sie hindurch; führe sie nicht dahin, daß sie selbst Sicherheit erlangen, sondern, daß sie Andern Sicherheit geben."

„Wer das Leben um meinet- und des Evangeliums willen verliert," sagt Jesus, „nur der soll es finden." Das ist der Ruf zum züchtigen, gerechten und gottseligen Leben, das man mitten in der Gegenwart führen kann.

Wozu anders treffen wir uns in dieser Kapelle, als um das gottselige Leben einerseits und die gegenwärtige Zeit andrerseits zusammenzuführen? Hier in unserer Mitte flutet der Strom jungen, frischen Lebens mit seiner Fähigkeit zu dienen, und dort wartet die jetzige Welt, gleich einem trocknen, wenig versprechenden Feld unserer westlichen Gegenden, das nur bewässert zu werden braucht, um überraschend fruchtbar zu sein. Es gab niemals eine Zeit, wo so viele Interessen um Hülfe riefen, oder wo einsichtsvolles Dienen so wirksam hätte sein können. Ein solches Zeitalter kann kein Feind der Seele sein. Es gleicht vielmehr einem durstigen Boden, der auf das Wasser des Lebens wartet. Die Jetztzeit giebt die beste Gelegenheit zum christlichen Leben, die Gott je gegeben hat, und dieses Land ist das günstigste, um die Gelegenheit zu benutzen.

Unsere Zeit braucht ein züchtiges, gerechtes und gottseliges Leben; und solch ein Leben braucht gerade eine Gelegenheit, wie die gegenwärtige Zeit sie bietet. Der Mensch, der sich hinter den Zeitgeist verschanzt und ihn

als Rechtfertigung für seine eigene Sünde und Thorheit hinstellt, irrt sich einfach in seiner Auffassung der Zeit. Er gleicht manchen Leuten in jenen westlichen Gegenden, die da glaubten, sie ständen in einer hoffnungslosen Wüste, während sie in Wahrheit auf einem Boden standen, der ein Garten der Welt sein könnte. Sie überlassen ihn einfach der Dürre, anstatt den ganzen Strom der Thätigkeit über ihn zu ergießen, dessen sie fähig sind und den die Wüste ersehnt. Der Mensch, der ein züchtiges, gerechtes und gottseliges Leben mitten in der Thätigkeit und den Errungenschaften der Gegenwart führt, teilt nur einer empfänglichen und darauf reagierenden Welt die befruchtende Kraft mit, und die Hügel und Thäler um ihn her werden vor Freude jauchzen über ihre Erlösung durch jenen vollen und klaren Strom.

---

14.

## Für Jesum Platz machen.

Denn sie hätten sonst keinen Raum in der Herberge.
Lukas 2, 7.

Die morgenländische Herberge ist noch heute, wie sie es schon vor Jahrhunderten war, nur eine große Einhegung, in der Menschen und Vieh und Waren für die Nacht untergebracht sind, in der sie, sozusagen, im Freien kampiren, an den geschützteren Stellen des großen, ummauerten Hofes. Der Raum war an jenem ersten Weihnachtsabend vollständig gefüllt, wie der in Palästina Reisende solche Plätze noch heutzutage sehen kann, — voll von Karawanen und Kamelen und Lagerfeuern, von handeltreibenden Männern und kochenden Frauen und spielenden Kindern und Eseln und Hunden, die an den kühlen Mauern ruhten, und als diese bescheidene Familie, so erzählt die Geschichte, gegen Abend in der Herberge ankam, sah sie sich von den besten Plätzen verdrängt und mußte in den Ställen beim Vieh die Nacht verbringen.

Alter Tradition gemäß soll dieser Stall in einer unterirdischen Höhle gewesen sein, wie man solche im heißen Osten zuweilen als Zufluchtsort benutzt; und dort in der

Dunkelheit wird dem Reisenden bei Laternenschein ein großer, goldener Stern gezeigt, der in das Steinpflaster eingelassen ist und die Stelle bezeichnet, an der das Jesuskind geboren ist. Man kann sich kaum einen größeren Kontrast denken als den zwischen dem Bethlehem, zu dem Joseph und Maria kamen, und dem Bethlehem von heut. Damals drängte sich in der großen Herberge eine geschäftige, handeltreibende Menge, die den bescheidenen Ankömmlingen kein Willkommen bot. Jetzt ist der Khan bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, und wo einst der Stall stand, erhebt sich eine prachtvolle Kirche; das Gewölbe derselben funkelt von Juwelen, und die Verehrung der ganzen Welt gilt jener Familie, die damals keinen Platz in der Herberge fand.

Und doch, trotz all dieser Verehrung, trotz all dieser Verherrlichung der Geburt Christi, scheint es, als wenn die Geschichte jenes ersten Weihnachtsabends in moderner Sprache auch von dem absorbirenden Leben der modernen Welt erzählt werden könnte. Wahrscheinlich gab es in der Weltgeschichte niemals eine Zeit, wo das Leben so aufs höchste gespannt und so verwickelt war, wie es in dem Strudel der heutigen Zivilisation ist. Das moderne Leben gleicht jener Herberge in Bethlehem, in der in allen Winkeln und Ecken die Unruhe des Geschäfts herrscht, in der beinahe jede Handlung an die Öffentlichkeit gezogen wird, in der es kaum ein Zurückziehen in häusliche Verborgenheit giebt, in dem das Heim manches Menschen für ihn kaum mehr ist als ein Obdach für die Nacht, aus dem er jeden Morgen mit seiner Karawane täglicher Interessen auszieht, um neuen Pflichten und neuem Gewinn entgegenzugehen. Und was ist die Haupt-

gefahr inmitten dieser feilschenden, alles an sich reißenden, geschwätzigen Öffentlichkeit? Heut wie damals ist die Hauptgefahr, Christum hinauszudrängen; sich in dieser geschäftigen Welt keinen Platz zu bewahren für die idealen Bestrebungen und den inneren Frieden und die Einkehr unseres Gottes, die jetzt wie einst bescheiden und unaufdringlich an uns herantreten und unser Willkommen heischen.

„Sie hatten keinen Raum in der Herberge!“

Hier stehen wir zum Beispiel auf dem geschäftigen Schauplatz des akademischen Lebens mit seinen absorbirenden Interessen, seinen ehrgeizigen Bestrebungen, seiner Konkurrenz, seinen täglichen Anforderungen. Es scheint ein köstlich Ding, sich also dem Gelehrtenleben hinzugeben, und gleichgiltig gegen alle andern Wünsche und Hoffnungen zu sein, und doch ist zuweilen gerade im Leben des Gelehrten kein Platz für die Interessen, die das Leben lebenswert machen. Die Muße wird hinausgedrängt, der Seelenfrieden geht verloren, die Freundschaften schwinden dahin, das Berufsleben, das einst Freiheit bedeutete, wird mehr und mehr zum Gefängnis, bis der Gelehrte nicht selten die Fähigkeit verliert die Dinge zu schätzen, die dem Leben Bedeutung und Farbe geben; so wie Darwin es rührend berichtet, daß sein Geist nach und nach abstarb für Musik und Poesie, die er einst geliebt hatte. In seinem Suchen nach den Ursachen des Lebens hat er das Ziel des Lebens verfehlt. Anstatt die Wahrheit zu suchen, die frei macht, ist er von der Wahrheit versucht worden, die die Menschen einengt, und wenn die großen idealen Interessen an seine Thür klopfen und ein warmherziges Will-

kommen fordern, so ist kein Raum für sie in seinem absorbirten und verkümmerten Geist.

Und wenn wir von der Erfahrung des Gelehrten zur allgemeinen Lebensweise übergehen, die uns alle betrifft, so begegnen wir hier dem sichtbarsten Übel des jetzigen Lebens. Es ist die nervöse Hast, es sind die überwältigenden Ansprüche des Geschäfts, ja selbst der geschäftsmäßige Charakter der Vergnügungen, die eine so unnatürliche Menge Zeit verschlingen. Was ist nun die wesentliche Gefahr in diesem ungeheuren Getriebe des Lebens, in dem viele Menschen unserer Zeit die Tage verbringen? Die Gefahr liegt selbstverständlich darin, daß die kleinen Dinge die großen hinausdrängen, daß die sich häufenden Interessen des täglichen Lebens uns keinen Platz für unsere Ideale lassen, daß wir von unserer Thätigkeit so in Anspruch genommen werden, daß wir die Fähigkeit verlieren, innezuhalten, nachzudenken und zu empfinden.

Kein Raum in der Herberge! Gilt dies nicht besonders von diesen christlichen Gedenktagen? Wir haben das Getriebe und den Trubel der Weihnachtszeit vor Augen, die Last des Handelsverkehrs, die Übertreibungen, in die unsere Festfeier ausartet. Wie wunderbar würde es sein, wenn die Menschen so beschäftigt wären, das Andenken Christi zu feiern, daß sie keine Zeit hätten, ihn selbst aufzunehmen, wenn die heilige Familie, wie sie in jener Nacht in die Herberge von Bethlehem kam, nun in dem Wirbel dieser Weihnachtszeit zu uns käme, und sie fände keinen Platz für sich in der geschäftigen Welt des modernen Lebens.

Ein Engländer hat kürzlich ein Buch veröffentlicht unter dem Titel: „Wenn Christus nach Chicago käme?“

und ein bedeutender Amerikaner hat auf dies Buch einen Artikel folgen lassen mit der Überschrift: „Wenn Jesus nach Boston käme?“ Lasset uns uns die gleiche Frage vorlegen: „Wenn Jesus Christus hierher käme?“ Stellt Euch vor, daß sein Geist in diesen Tagen, da man die Erinnerung an seinen ersten Eintritt in die Welt feiert, wieder in unsern akademischen Kreis in unsere öffentlichen Interessen und in unser persönliches Leben träte, daß das große Wort wieder zu uns gesprochen würde: „Siehe, ich stehe vor der Thür und klopfe an. So jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen,“ was würden wir ihm dann zu sagen haben?

Ich sehe den Meister also gerade in diesen Tagen zu den verschiedenen Gliedern unserer Gemeinde kommen. Ich sehe ihn in die Universität treten mit ihren absorbirenden Arbeiten und Zerstreuungen, ich sehe ihn zu den jungen Leuten treten mit neuen Anregungen zu vollkommener Heiligung und zu den alten mit der Berufung zu höherem Dienst, und ich höre, wie er sie alle fragt: „Ist kein Raum für mich an diesem geschäftigen Ort?“ Ich sehe, wie er uns in unsern öffentlichen Interessen nahe tritt, in den moralischen Erfolgen unseres städtischen Lebens, in den Angelegenheiten, die seinem Herzen teuer sind, und ich höre seine Frage: „Ist Raum für mich in dieser blühenden Stadt? Kann diese Stadt in ihren Zielen und Plänen christlich genannt werden? Haben ihre Bewohner Zeit, für ihr höheres Leben zu sorgen?“ Er tritt uns in unseren Freundschaften und Neigungen nahe, die halb gebrochen sind durch die Spannung des Lebens und durch das An-

kämpfen gegen den Groll und Kummer, die während des ganzen Jahres in uns groß gezogen wurden, und er fragt: „Ist Raum für mich in diesen von Leidenschaft verwirrten Herzen? Sind sie fähig, meinen Geist des Friedens und Wohlwollens aufzunehmen?“ Er tritt uns in dem Armen und Bedürftigen nahe, wie er einst im Gewand des Bettlers zu Launfal kam, und spricht:

Vermag nur ein Scherflein zu geben die Hand,
Hast dabei im Bittenden Gott du erkannt,
Nicht können die Hände die Gabe umfangen,
Es öffnet das Herz sich in heißem Verlangen;
Denn siehe, still gab seinen Segen Gott mit,
Ein Schatz für das Herze, das darbte und litt.

Er tritt uns schließlich in unserer persönlichen Ruhelosigkeit und Hast nahe, in unserm Trubel und unserer Sorge, unserer Leichtfertigkeit und Erregung, und wie einst zu seinen Jüngern, so spricht er zu uns: „Wo ist Herberge für mich? Ist heute Abend Raum für mich in Eurem geschäftigen, gedankenlosen Leben?“ Und die Seele, die von der Bedeutung der Weihnachtszeit ergriffen ist, öffnet weit ihre Pforten und spricht: „Geist Christi, tritt herein. In meinem Leben ist noch Raum für Dich. Komm herein und feiere das Fest mit mir.“

15.

## Der neue Name.

Wer überwindet, dem will ich zu essen geben von dem verborgenen Manna, und will ihm geben einen weißen Stein und auf dem Stein einen neuen Namen geschrieben, welchen niemand kennt, der ihn empfähet.
Offenbarung 2, 17.

Dieses Symbol ist der jüdischen Kirchenordnung entnommen. Der Hohepriester des alten Testaments stand in einem besonderen, vertrauten Verhältnis zu Gott. Er allein durfte in das Allerheiligste eintreten und von dem Manna essen, das dort als Opfer verborgen gehalten wurde, und auf seiner Brust trug er ein besonderes Zeichen mit einer heiligen und geheimnisvollen Inschrift, die der gewöhnlichen Welt unbekannt war. Die glänzende Phantasie unseres Autors überträgt diese unmittelbare und erhabene Vertrautheit auf die ganze Menge der gläubigen Christen. Ihr alle, will er sagen, seid Gottes Priester. Die innige Beziehung, die unter dem alten Gesetz nur für eine geheiligte Persönlichkeit bestand, soll jetzt das gesegnete Privilegium aller gläubigen Seelen sein. Derjenige, der überwindet, soll ohne Vermittlung eines Priesters direkten Zutritt zu Gott haben. Er kann geradenweges zu dem

Altar gehen, der das verborgene Manna birgt; er kann auf seiner eigenen Brust den besonderen Namen tragen, welcher ihm und Gott allein bekannt ist. Die christliche Religion sucht sozusagen das Individuum aus der Masse heraus und giebt jedem Einzelnen einen Platz, eine Bedeutung und eine Weihe, die für niemand anders als für ihn allein bestimmt ist.

Wir leben in einer Zeit, in der es nötig ist, uns wieder und wieder den individualisierenden, persönlichen, aussondernden Prozeß ins Bewußtsein zurückzurufen, den die Religion erstrebt. Wahrscheinlich gab es in der Weltgeschichte niemals eine Zeit, in der die Menschen sich so für das Ganze und für geschlossene Massenbewegungen interessierten, und in der der Einzelne in Versuchung kommt, auf sich selber nur wenig Wert zu legen. Wenn wir in unserer Zeit etwas erreichen wollen, so bilden wir eine Gesellschaft und halten Versammlungen ab und bestimmen untergeordnete Kommissionen, als wenn wir den Worten Mathew Arnolds entsprechen wollten, daß das Buch der Zahlen unser heiligstes Buch sei. Betrachten wir die Welt der Industrie; erscheint sie uns nicht wie eine ungeheure Maschine, in welcher der einzelne Arbeiter nur ein kleiner Zahn an einem kleinen Rade ist, dessen unpersönliche Thätigkeit mit der aller Übrigen ineinander greift? Ich stand einst am Sterbebett eines Mannes, der sein ganzes Leben als Sekretär in einem großen Etablissement zugebracht hatte, und als wir von dem Tode sprachen, der sich ihm zu nahen schien, sah er mir ins Gesicht und sagte: „Herr, in Wirklichkeit bin ich schon seit zwanzig Jahren tot und begraben gewesen.“

Oder blicken wir auf unser Gesellschaftsleben: erscheint es uns nicht wie eine große Masse von Herkömmlichkeit und Gleichförmigkeit, der das Individuum sich anpassen muß, ohne Hoffnung, es jemals umwandeln zu können? Selbst die Redensarten unserer Zeit scheinen aus dem Individuum nur ein Atom in der Bewegung der Massen zu machen. Der eine sagt, daß er nur „mit der Prozession Schritt halte“, als ob es die Aufgabe seines Lebens wäre, gleich einem kleinen Knaben mit seiner Reihe Schritt zu halten. Ein Anderer sagt, „daß er mitschwimme,“ als wäre er eine Art Span, der mit Bewußtsein von einem unwiderstehlichen Strom dahingetrieben würde. Und mitten in diesem unpersönlichen, angehäuften Konventionalismus ruft manch eine junge Seele: „O, könnte ich doch auf irgend eine Weise ich selber sein, könnte ich doch etwas mehr sein als ein Zahn am Rade der Maschine und ein Span im Strome! O, hätte ich einen persönlichen und vernünftigen Platz in der Ordnung der Dinge, der es der Mühe wert machte, zu leben.“

Das ist nun gerade die Gabe der Religion an manch ein halb ertränktes und verfehltes Leben. Sie sondert die Person aus der Masse aus. Sie giebt ihr einen Namen und einen eigenen Platz, zweifellos einen sehr kleinen Platz und einen sehr bescheidenen Namen, aber doch einen eigenen Namen. Der Mensch ist weder ein Zahn am Rade noch ein Span, er ist ein Kind Gottes; und gerade wie jedes Kind in der Familie einen eigenen Namen trägt und in besonderer Weise geliebt wird, so giebt es in der Familie Gottes einen Namen und ein Recht, vermittelst dessen jedes, auch das geringste Kind sich Gott nahen kann.

Das ist das Erste, was die Religion für die Menschen thut. Öffnet das alte Testament, so findet Ihr, daß, wenn Gott die Menschen ruft, er sie nicht in einer Herde zusammenruft, sondern jeden einzelnen bei seinem eigenen Namen: „Samuel, Samuel,“ ruft er, und der Knabe sagt: „Hier bin ich“. Wendet Ihr Euch zum neuen Testament, so seht Ihr, daß der Hirte, wenn er seine Schafe treibt, jedes bei seinem Namen ruft und weiterführt. Der Hirte geht dem einen Schafe nach; die Frau sucht nach dem einen Groschen. Jede Seele ist gleichwertig und kostbar. Und kommt Ihr zu den letzten Seiten der Bibel, so wird Euch verheißen, daß der, der überwindet, dem Hohenpriester gleich sein solle mit dem Anrecht an das verborgene Manna und dem neuen Namen auf der Brust.

Das ist die Würde und Bedeutung der Person in Gottes Augen. Zuweilen hört man, daß die jungen Leute unserer Zeit zu viel an sich selbst denken. Gerade das Gegenteil ist wahr. Die wesentliche Gefahr ihres Lebens liegt darin, daß sie nicht genug an sich selbst denken, daß sie nicht genug an ihre eigene Fähigkeit und Bedeutung und Stellung glauben, daß sie widerstandslos in der Menge untertauchen und es für unmöglich halten, persönlich von Gott zu einem Dienst berufen zu werden, den niemand sonst verrichten kann. Aus der Masse des Volkes sowie der hier Versammelten heraus löst die Religion die einzelne Seele, und es ist, als ließe sie die ganze Welt des gemeinschaftlichen Lebens hinter sich und träte feierlich und allein in die heilige Gegenwart Gottes und fände einen Namen für sich in Seinen Zwecken verborgen.

Aber das ist nicht alles. Denn dieser Name, mit

dem man Gott nahe tritt, ist unserm Texte nach nicht der alte, vertraute Name. Der Name, der auf Eurer Brust geschrieben steht, ist nicht der Name, unter dem man Euch hier kennt; er bezieht sich nicht auf das, was Ihr gethan habt, oder was man glaubt, das Ihr gethan habt, oder was die Welt von Euch denkt, oder was Ihr selber von Euch denkt. Es ist, wie der Vers sagt, ein neuer Name; ein Name, den niemand außer Euch kennt. Es ist nicht der Name Eurer Thaten, sondern Eurer Ideale, nicht der Name dessen, was Ihr gethan, sondern dessen, was Ihr aufrichtig zu thun gewünscht habt. Hinter all dem Gleichförmigen und Unwesentlichen, worein Ihr hier verwickelt zu sein scheint, steht der Gott der Wirklichkeit, der da weiß, was Ihr sein möchtet, und der Eurem Sehnen gerecht wird.

Giebt dies nicht manchem Leben neuen Mut? Wenn Ihr nach dem gerichtet würdet, was Ihr vollbracht habt, so wäre das traurig genug. Aber so lautet die Verheißung nicht. Ihr sollt nicht den Namen dessen tragen, was Ihr gethan habt, sondern dessen, was Ihr thun wolltet. In Eurem unwirksamen, falsch geleiteten, wankelmütigen Leben ist oft der aufrichtige Wunsch, einen wirklichen Dienst zu leisten, erwacht gleich einer kleinen Flamme, die da flackert und dann erlischt, und nun nimmt Gott jenes schwache, unvollkommene, eingebildete Ideal als das wahre Selbst an, facht die Flamme von neuem an und giebt ihr einen neuen Namen, den kein Mensch kennt als der, für den er geschrieben ist; und das Leben, das sich selbst zerstört und elend und einsam erschien, geht ein in die Macht und den Frieden der Gemeinschaft mit Gott. Zweierlei thut die Religion für Euch. Sie nimmt

Euch aus der Masse heraus, und sie läßt Euer Bestes gelten. Zuerst löst sie Euch von der Menge und giebt Euch das verborgene Manna persönlicher Bedeutung, und dann giebt sie Euch den neuen Namen Eurer Ideale und Träume. Erst giebt sie Euch Euer Selbst, und dann stellt sie Euren Idealismus wieder her. Zuerst findet Ihr Euch selbst; dann glaubt Ihr an Euch selbst. Inmitten der Gemeinschaft des Universitätslebens giebt die christliche Religion Euch zuerst die Fähigkeit, ein eigenes Leben zu führen, und dann, wenn Ihr dies versucht, wird das Beste, was Ihr thun könnt, in das Bessere übertragen, das Ihr zu thun verhindert waret. Das möchte man, wenn man könnte, im Namen Christi zu einer Menge leichtherziger Menschen sagen, die einen Augenblick im Strome des Lebens innehalten und sich von der geschäftigen Welt lösen. Ist es möglich — so möchte wohl jeder von uns fragen — jenes Leben zu führen, von dem ich zuweilen träume? Nein, wahrscheinlich nicht. Nur selten kommt man über ein einseitiges, unwirksames, unbefriedigtes Leben hinaus. Aber es kann geschehen, daß, während Euer Leben weit hinter Euren Träumen zurückbleibt, Gott Euer Bestes gelten läßt und das Wirkliche in das Ideale überträgt und in der Verschwiegenheit seiner Gemeinschaft Euch den neuen Namen Eurer Sehnsucht und Träume anvertraut. Und das bedeutet Frieden, Mut, Beharrlichkeit, Hoffnung. Ihr könnt hier im Unvollkommenen und im Lichte des Ewigen leben. Euer Leben wird nicht nach dem beurteilt, was Ihr ausgeführt habt, sondern nach dem, was Ihr thun wolltet. Ihr findet nicht in dem Erfolg, nicht in dem

Beifall Frieden, sondern in der Verheißung, daß die arme, kleine That, die Ihr in Wirklichkeit vollbracht habt, vergessen werden wird, und der neue Name, der Name dessen, was Ihr zu sein wünschtet, auf Eure Brust geschrieben wird.

Balsam bringt der Gedanke mir,
Wie Hoffnung mich's durchzieht,
Lieg' ich im Staub, Herr, fern von Dir
Und sing' nur leis mein Lied:
Nicht dem, der siegreich im Gefecht,
Nur ihm, dem rein der Schild,
Gilt Dein: „Ei, du getreuer Knecht!"
Dein Regen, sanft und mild.

---

16.

## Das Sakrament des Dienstes.

Donnerstag vor Ostern.

> Und Jesus wußte, daß ihm der Vater hatte alles in seine Hände gegeben, und daß er von Gott kommen war und zu Gott ging: Stund er vom Abendmahl auf, legte seine Kleider ab und hub an, den Jüngern die Füße zu waschen. Joh. 13, 3—5.

Am Donnerstag vor dem Ostersonntag feiert die Christenheit den letzten Lebenstag Jesu Christi — einen Tag, in dessen Nachmittag und Abend sich Begebenheiten zusammendrängen, die ihn zu dem erhabensten Tag der Weltgeschichte machen. Zuerst kommt das Abendmahl mit den Jüngern und seiner symbolischen Gedächtnisfeier, die seit jener Zeit stets der Mittelpunkt christlicher Verehrung geblieben ist. Dann sehen wir den Garten Gethsemane, den letzten Kampf mit dem menschlichen Willen und die vollkommene Ergebung des Geistes „Nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!" Dann kommt der Pöbelhaufe heran, der Jesum anspeit und schlägt, und so vergeht die Nacht und der Tag der Kreuzigung dämmert.

Mitten in diesen sich drängenden Ereignissen steht die Fußwaschung der Jünger. Ganz hingenommen von

dem Gedanken, das Abendmahl des Herrn zu feiern, hat die christliche Kirche den andern symbolischen Ritus, der von derselben Bedeutung und Erhabenheit ist, beinahe aus den Augen verloren. Jesus ist sich hier der nahen Erfüllung seines Geschickes vollkommen bewußt. Er weiß, daß er von Gott gekommen ist und zu Gott geht. Er weiß, daß der Vater alle Dinge in seine Hände gegeben hat. Die volle Würde, Kraft und Erhabenheit seiner Mission sind ihm vollkommen klar, und jetzt bietet sich ihm eine letzte Gelegenheit, seine Größe wieder zu behaupten und der Seele seiner Jünger den Geist seines Lebens einzuprägen. Was thut Jesus in solchem Augenblick? Er ermahnt nicht, er klagt niemanden an, er schreibt nichts vor, er sagt in der That kein weiteres Wort. Er gebraucht die nicht mißzuverstehende Sprache des Gleichnisses, die jedes Zeitalter in seinen eigenen Dialekt übersetzen kann. Er erhebt sich vom Tische und tritt der Reihe nach an die bei ihrem orientalischen Mahle ruhenden Freunde heran, beugt sich über sie wie der bescheidenste Diener des Hauses und wäscht seinen Jüngern die Füße.

Was will er seinen Freunden durch diesen Akt der Selbsterniedrigung sagen? Er will ihnen zeigen, was nach seiner Lehre wahre Größe ist; er will ihnen zeigen, was der thut, in dessen Hände der Vater alle Dinge gegeben hat; er will sie lehren, was das Geheimnis christlicher Führerschaft ist. Auf alle solche Fragen antwortet er durch einen Akt der Dienstbarkeit. Es ist, als wollte er sagen: O, meine Freunde, die Ihr in Ehrgeiz und in Hoffnung auf ein irdisches Königreich und einen ansehnlichen Platz in demselben befangen seid, laßt mich es Euch

klar machen, daß die einzige Herrschaft der Welt, die ich Euch zu bieten habe, im Dienen beruht, der einzige Ruhm im Opfer, die einzige Führerschaft in der Liebe. Eure Aufgabe in der Welt ist nicht, große Dinge zu thun, sondern kleine Dinge in großem Sinne; Eure Gaben und Fähigkeiten und Euern Eifer, so wie sie Euch zu teil wurden, zum Vollbringen der bescheidensten Thaten zu verwenden. Das ist das letzte Sakrament, das ich Euch hinterlasse, — das Sakrament des Dienens.

Das Abendmahl ist das Sakrament der von Jesu stammenden Kraft; die Fußwaschung ist das Sakrament des durch Jesus eingegebenen Dienens. Ihr könnt die beiden Sakramente nicht von einander trennen. Ihr nehmt vergeblich Anteil an Christi Leib und Blut, wenn es Euch nicht zu den Werken Christi antreibt. Es giebt keine größere Illusion als die, zu denken, daß wir Religion erlangt haben, wenn sie uns nicht anspornt, Andern zu dienen. Es giebt keine Heiligung durch Christus außer der, die uns mit ihm sagen heißt: „Um ihretwillen heilige ich mich selbst." Die Herrschaft der Welt gebührt dem, der sich zum Dienen herabläßt. Wir erlangen nicht durch das, was wir empfangen, Auszeichnung, sondern durch das, was wir geben. Jesus erniedrigt sich zur Arbeit eines Dieners, und während er es thut, kann er sagen: „Nun ist des Menschen Sohn verherrlicht und Gott ist verherrlicht in ihm."

Das Sakrament des Dienens! Gab es jemals einen größeren Gegensatz der allgemeinen wie der gewöhnlichen christlichen Lebensanschauung als dieses Gleichnis Jesu? Ein Mann unserer Zeit betrachtet z. B. das Leben und

denkt darüber nach, wie die ihm verliehenen Gaben weise benutzt werden könnten, und die erste sehr empfehlenswerte Lebensregel scheint ihm zu sein, daß er mit seiner Kraft möglichst haushält. Mache aus dir, was du kannst! Behalte dir etwas vor! Leg' alle Kraft, die du hast, auf die höchsten Zinsen an! Verschwende deine Kraft nicht an unbedeutende Gelegenheiten! — Das wäre eine scheinbar rationelle, ratsame, scharfsinnige Lebensanschauung. Aber die Bedeutung des Gleichnisses Jesu ist einer solchen gerade entgegengesetzt. Es lehrt nicht die Benutzung kleiner Gaben bei großen Gelegenheiten, sondern die Benutzung großer Gaben bei kleinen. Es findet den Ruhm des Lebens in der Herablassung zu den bescheidensten Aufgaben. Die heilige Kommunion des Abendmahles ist kein erhabenerer Akt als die Fußwaschung der Jünger. Der bescheidene Dienst zeugt für die geistige Kraft, gerade wie der kleine Wasserlauf, der durch Röhren in Euer Haus fließt, durch die Kraft und Fülle seines Stromes ein Zeuge des großen Kraftreservoirs hoch oben in den Bergen ist.

Ich kenne keinen vollkommeneren Unterschied zwischen dem wahrhaft christlichen Leben und dem Leben einer Durchschnittsmoral, als dieses Herablassen zum Sakrament des Dienstes. Vor vierzig Jahren z. B. lebte in Boston ein ausgezeichneter und bedeutender Mann, kühn, stattlich und hochherzig — ein Mann, der, wie sein Biograph schrieb, „die Eigenschaften eines Sir Galahad und des guten Samariters in sich vereinte"; eines Tages bietet sich diesem Mann die Aufgabe, die seinem Namen den größten Ruhm verleiht. Sie tritt ihm in der Gestalt eines armen, stumpfen Weibes nahe, das taub und stumm

und blind, durch ihre Schwächen wie in einer einsamen Zelle gefangen gehalten wurde. Durch Monate hindurch arbeitet der geniale Mann an der Befreiung dieser Seele, bis seine Kunst schließlich die Mauern ihrer Zelle durchdringt, und sie in die Welt menschlicher Gemeinschaft und Hilfe und Freude hinausgelassen wird. Würde nicht die unermüdete Hingabe und Kunst, die gerade in der Einsamkeit und Dunkelheit schaffte, Jesus veranlaßt haben, zu diesem Manne zu sagen: „Ei, du getreuer Knecht, du bist in wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen?“

Vor einigen Jahren lebte wiederum in England eine schöne, edle, hochgeborene Frau; eines Tages erhebt sie sich von ihrer reichbesetzten Tafel und giebt sich dem Dienste der Kranken hin, die von den Blattern befallen waren, und wir lesen, daß ein armer, sterbender Mann ihr in's Gesicht blickt und sagt: „Küsse mich, Schwester Dora!“ und als sie sich über ihn beugt und ihm ihren Segen giebt, zufrieden stirbt. War es der Geist eines solchen Lebens, an den Jesus dachte, als er sich vom Abendmahl erhob und sich gürtete und den Jüngern die Füße wusch?

Eines Tages geht ein liebliches, amerikanisches junges Mädchen die belebte Straße einer großen Stadt hinab und begegnet einem armen, betrunkenen Weibe, auf das die Menge mit Fingern weist, und das Mädchen legt einfach seinen Arm um das arme, verkommene, elende Geschöpf, und so Arm in Arm geht es die dichtgedrängte Straße mit ihr hinab, bringt die Frau in's Bett, wärmt ihre Suppe und kommt täglich wieder, bis der Teufel des Trunkes durch die neue Liebe ausgetrieben ist und Leib

und Seele eines armen Gotteskindes gerettet sind. War es nicht das, was Jesus lehren wollte, als er sprach: „Ich aber bin unter Euch als einer, der da dienet.“ „Der am Größten ist, laßt ihn Euer Diener sein!“ „Denn des Menschen Sohn kommt nicht, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene.“

Das Sakrament des Dienstes tritt uns jedoch nicht immer in so dramatischer oder malerischer oder aufregender Gestalt nahe. Es bietet sich manch einem jungen Mann und manch einer jungen Frau in einfacher Form. Ein Leben voller Ehrgeiz, voller Ideale und Visionen wird eines Tages dazu berufen, sie alle den Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten des Hauses zu opfern. Es muß kleinerer Pflichten wegen große Hoffnungen aufgeben und die Gleichförmigkeit und Schalheit der Pflicht scheint so tötend, daß manch ein Herz ausruft, wie es einst ein junges Mädchen that: „O Gott, laß mich alles, nur nicht alltäglich werden!“ Wodurch anders aber bezeugt Jesus Christus wieder sein Recht auf die Führerschaft, als dadurch, daß er sich niederbeugt, um zu dienen? Es ist oft viel leichter, eine sichtbare und dramatische Pflicht zu erfüllen, — selbst, wenn es eine schwere Pflicht ist, — als im Dienst des Hauses sich selbst vergessen; gerade wie adelige Damen im jetzigen Italien es sich zur frommen Pflicht machen, in der Kirche malerischen, alten Frauen die Füße zu waschen, anstatt sich zu der verborgeneren Aufgabe zu rüsten, das Leben und die Hütten der Armen zu reinigen. Aber das Sakrament kann durch nichts ersetzt werden; die Selbstverleugnung kann nicht abgewiesen werden. Die häusliche Pflicht, die verborgene

Forderung ist zwingend und persönlich; und nur in der Entsagung edlen Ehrgeizes wird des Menschen Sohn verherrlicht und Gott in ihm.

Das Sakrament des Dienstes! Es wird manchem geboten, der sich für jenes andre Sakrament des Abendmahles nicht tauglich hält. Es fordert kein Glaubensbekenntnis, keine bestimmte Überzeugung. Es wartet nicht darauf, daß man in die Kirche kommt; es trennt uns nicht von andern Anbetern. Es wird jedem geboten, gerade, wie er ist, und gerade, wo er ist, bei der Arbeit oder beim Spiel oder in der Gemeinschaft des Lebens. Hier ist die große, müde, unchristliche Welt vor unserer Thür, und da sind die Träume und Hoffnungen auf christliche Nachfolge, die uns bei unserm Gebete vorschweben; wenn wir nun die eine der andern hingeben, das hohe Ideal der niedrigen That, den großen Gedanken der kleinen Freundlichkeit, und wenn wir dieses alles ohne Gepränge und Dünkel thun, — dann ist es, als wenn Jesus sich noch einmal vom Tische erhöbe und sich im Sakrament des Dienstes beugte, und als wenn er in das Gesicht seiner Jünger schaute und spräche: „Ich habe Euch ein Beispiel gegeben, daß Ihr thun sollt, gleich wie ich Euch gethan habe.“

17.

## Die Perspektive.

Befleißige dich, Gott zu zeigen einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter, der da recht teile das Wort der Wahrheit. 2. Tim. 2, 15.

In diesem Verse schreibt Paulus an den jungen Timotheus über seine Pflicht als Christ, gerade wie ein alter Mann an einen jungen Mann unserer Zeit schreiben würde. Er sagt ihm, daß er nicht vor Schwierigkeiten zurückschrecken, nicht seinen Meister Christum vergessen, nicht um Worte streiten solle; und weiter sagt er ihm, daß er, um seines Christentums sich recht bewußt zu werden, sich als Handwerker oder Künstler betrachten müsse, der die Teile seiner Arbeit gerade so zusammenfügt, wie sie gehören, sie in ihren richtigen Verhältnissen malt und in ihrer wahren Perspektive sieht. Ein solcher Arbeiter hat keine Ursache zu erröten — ein „operarius non erubescendus", — denn er hat das Wort der Wahrheit recht geteilt und in seinen wahren Verhältnissen ausgearbeitet.

Ein Knabe denkt z. B., er wolle Architekt werden, und er zeichnet den Plan eines Hauses; da aber der Vater den Plan prüft, sieht er, daß der Knabe, um eine große Halle und schöne Zimmer zu gewinnen, keinen

Raum für die Treppen gelassen hat, und daß die Bewohner vermittelst einer Leiter ins Bett gehen müssen. Ein solcher Arbeiter hat Ursache zu erröten. Oder ein Porzellanhändler malt eine Platte und macht das Haus im Vordergrunde nicht größer als den Mann auf dem Hügel hinter demselben, während der Mann größer ist als die Brücke, die er anscheinend überschreiten will. Das nennen wir chinesische Perspektive, und sie erscheint uns wie eine falsche Teilung des Wortes der Wahrheit. Nun verlangt Paulus von dem jungen Timotheus, daß er seinen Lebensplan nicht anlegen solle, ohne das wahre Verhältnis der kleinen zu den großen Dingen festzustellen, nicht ohne eine wirkliche Perspektive durch die Details hindurch bis zu dem wahren Abschluß durchzuführen. Für viele Menschen, scheint er zu sagen, liegt die Schwierigkeit nicht darin, daß sie nicht unterscheiden können, was wahr und was falsch ist, sondern darin, daß sie die bezüglichen Dimensionen der Wahrheit nicht sehen; und der Arbeiter braucht nicht zu erröten, der die Dinge gerade so sieht, wie sie sind, nicht übergroß oder überklein, sondern die nahen Dinge groß und die entfernteren klein, wie wir sie vor uns in einer Landschaft sehen.

Wie vollständig trifft dies z. B. in der Welt der Theologie zu, die der Apostel im Sinne hatte! Der Kern des christlichen Gedankens hat sich durch Jahrhunderte hindurch entwickelt. Ein großes Wort der Wahrheit ist auf unsere Zeit überliefert worden. Aber woher kommt es, daß die Christen in ihrer Theologie so wenig übereinstimmen? Kommt es daher, daß einige Menschen zu absolut falschen Grundsätzen gelangt sind, andre dagegen

einen Glauben ererbt haben, der durchaus richtig ist? Oder kommt es hauptsächlich daher, daß die Verhältnisse der Wahrheit verzerrt sind, daß die großen Probleme mit den kleinen verwechselt werden, daß die Aufmerksamkeit von dem absorbirt wird, was unerklärlich ist, und abgelenkt von dem, was wirklich ist? Die meisten unserer theologischen Streitfragen entstehen aus der falschen Teilung des Wortes der Wahrheit; denn die ganze Wahrheit wird nicht mit einem Mal gesehen, sondern allmählich, gerade wie wir die Dinge beim Passieren der Straße nach und nach wahrnehmen.

Die Dinge, welche in der Nähe sind, erkennt man als Freunde; von Andern, die nur undeutlich unterschieden werden können, weiß man nicht zu sagen, ob man ihren Namen kennt oder nicht, und in der Ferne giebt es solche, die ebensogut Menschen wie Pfosten sein könnten. Es ist deshalb nicht wahr, wenn man behauptet, daß alle Dinge in gleicher Weise erkennbar und nahe seien. Der, welcher die Wahrheit nicht recht teilt, macht eine Unwahrheit daraus, und seine Vermutungen über die Dinge, die unsicher sind, machen ihn irre an denen, die vollkommen gewiß sind. Dasselbe finden wir, wenn wir auf die Streitfragen des Christentums blicken; sie gelten zum größten Teil nicht den nahen und erkennbaren Wirklichkeiten, sondern den entfernten Unterschieden der Metaphysik und Kosmologie, über die man überhaupt niemals Gewißheit erlangen kann. Der christliche Theologe braucht nicht darüber zu erröten, daß er in übertriebener Hingabe an die fernliegenden Probleme den Blick für die Verhältnisse verloren, sondern darüber, daß er das Wort der Wahrheit nicht richtig geteilt hat.

Dasselbe gilt von der Welt der Pflicht. Viele Fehler sittlicher Menschen kommen nicht daher, daß sie ihrem Gewissen trotzen, sondern daher, daß ihr Gewissen keinen Sinn für Verhältnisse hat. Die große Pflicht wird klein und die kleine groß gemacht, — das ist die Geschichte manches getrübten, gequälten, überbürdeten, geschäftigen Lebens. Wie schwierig und verworren wird das Leben oft für ein Gewissen, das den Sinn für Verhältnisse verloren hat. Es versucht recht zu thun und vernachlässigt doch seine Pflicht. Es nimmt die Sorgen der Zukunft vorweg und versäumt die Gelegenheit, die es in Händen hat. Es träumt von kommenden Schlachten und erwacht, da sie vorüber sind.

Dies ist in der That die Geschichte mancher Tragödie in der menschlichen Erfahrung. Alltägliche Begebenheiten häufen sich so sehr, daß das Leben für große Zwecke nicht vorbereitet ist. Ein Mann wird ganz von seinem Geschäft in Anspruch genommen und will sein Heim später einmal genießen; eine Frau ist ganz in die lästigen Kleinigkeiten des Lebens verwickelt und verliert ihren Seelenfrieden; eines Tages kommt plötzlich eine überwältigende Erfahrung, eine Prüfung oder Sorge in dies Leben hinein, und es giebt sich geschlagen und unvorbereitet dem unvorhergesehenen Angriff hin, weil die Kraft, die für die Krisis hätte erzogen werden müssen, durch die unbedeutenden Scharmützel der täglichen Angelegenheiten erschöpft ist.

Ich denke jedoch hauptsächlich an das akademische Leben und seine besonderen Aufgaben und Bedürfnisse. Hier ist eine Stätte, wo uns die Wahrheit in unendlich verschiedenen Formen mit ihrer Genauigkeit und ihrer Routine,

mit ihrer Begeisterung und ihrer Überzeugung geboten wird. Und wie soll man dies Wort der Wahrheit aufnehmen? Natürlich sind einige unter uns, die es überhaupt nicht empfangen. Das große Wort „Veritas“ wird vergeblich zu ihnen gesprochen. Sie fühlen den tieferen Strom des Universitätslebens nicht. Sie treiben auf der Oberfläche, wie Späne auf einem Strome, von dem Schulleben, wo jener Strom seinen Ursprung hat, in den Ozean der Welt getrieben, wo seine Mündung ist. Aber die Hauptaufgabe bei der Behandlung der Wahrheit ist für jeden Ernstgesinnten unter uns, sei er nun jung oder alt, die Lösung der Verhältnisse. Daß wir unser Leben in der Perspektive, das Ende der Erziehung durch die Mittel derselben, das Ganze in seinen Teilen sehen; daß wir die Universität nicht als eine Wildnis, sondern als einen Durchblick durch die Details zu den großen Zielen des Lebens hindurch erkennen; wie die revidierte Übersetzung den Vers als Randbemerkung wiedergiebt:

„Das ist eine tägliche und verwirrende Aufgabe, über die mancher wohlmeinende Arbeiter Ursache hat zu erröten.“

Das ist gerade der Punkt, an dem sich die Religion zuerst dem akademischen Leben nähert. Die Religion beantwortet nicht alle unsere Fragen und befreit uns nicht von allen Aufgaben; aber sie rückt uns das Leben in die rechte Perspektive, sie betrachtet es als Ganzes, und durch die vielen verwirrenden Kleinigkeiten hindurch öffnet sie den Weg zu den beständigen und herrschenden Zielen des Lebens. Hier ist die Stätte der Anbetung in einer Welt der Arbeit. Anderswo sind wir überhäuft mit Einzelheiten und Verwirrung. Hier kommen wir für

einen Augenblick aus derselben heraus und lassen die Zwecke von alledem in ihren wahren Verhältnissen vor unserm geistigen Auge ruhen. So ergeht es einem Manne, der das Thal durchwandert und sich fragt, ob er seinen Weg verloren hat, und dann für einen Augenblick auf den Hügel hinaufkommt und die Richtung seines Lebens noch einmal klargelegt sieht. Aus dem Gestrüpp des täglichen Schlendrians herauskommen, dem Zwang der Sorgen, Thorheiten und Sünden entfliehen und das Leben mit weiterem Horizonte sehen, das ist die erste Segnung, die man in diesem aufreibenden, fieberhaften Zeitalter erlangt.

Es ist, als ob man wie ein Kind mit einem Kaleidoskop gespielt und die sich fortwährend verschiebende Menge zufälliger Fragmente beobachtet hätte, und dann das Auge an ein Teleskop legte, wo es über die fragmentarischen Ereignisse des Lebens hinweg die Größe und Ordnung der wundervollen Welt erblickte, in die das kleine Menschenleben gestellt ist. Bedürfen wir alle nicht gerade dieser Erweiterung des Horizonts, der Befreiung von den kleinen Dingen, die aufreiben und ermüden, und der Freude an großen Dingen, die beruhigen und erfrischen? Dann mögen wir vielleicht zur Welt zurückkehren, nicht als solche, die sie zu meiden wünschen, oder die sich der Bequemlichkeit halber in eine wesenlose Welt zurückgezogen haben und erröten müssen, wenn sie dem wirklichen Leben gegenübergestellt werden, sondern als solche, denen die Verhältnisse der Dinge einigermaßen enthüllt sind: ihnen ists gegeben, diese Welt voll Pflichten und Wünschen, die die unendlich verschiedene Offenbarung der Wahrheit Gottes ausmacht, richtig zu teilen.

---

18.

## Vision*).

„Wo keine Weissagung ist, wird das Volk wild und wüst." Sprüche Salomonis 29, 18.

Es ist kein Wunder, daß dieser Satz im hebräischen Volk sprichwörtlich geworden ist; denn seine ganze Geschichte liefert die Illustrationen dazu. Es war ein Volk, dessen nationales Leben durch seine Empfänglichkeit für Weissagungen geschaffen und erhalten wurde. In seinem wirklichen Leben fiel es oft in Abgötterei und Sünde zurück; aber durch Jahrhunderte hindurch wurde ihm beständig die Vision eines idealen Staates, eines höheren Lebens, einer heiligeren Zukunft vor Augen gehalten. Das war in der hebräischen Geschichte das Werk der Propheten. Sie waren es, die die Menschen von ihrem realen zu ihrem idealen Leben zurückriefen. Es mögen schlechte Könige, schlechte Lehrer, schlechte Führer in Israel gewesen sein; aber es wurde den Menschen die Verheißung dessen vorgehalten, was sie sein sollten, — die Hoffnung auf den Messias, der Ruf Gottes an sie als das auserwählte

*) Die englische Bibel sagt für Weissagung „vision".

Volk. Das giebt der hebräischen Geschichte ihren Charakter und erhält die Nation durch Jahrhunderte der Reaktion und des Aberglaubens hindurch aufrecht. Hätte sie ein einziges Mal jene Vision ihrer höheren Berufung verloren, jenen Gedanken, daß sie das Volk sei, das Gott zu großen Zwecken auserſehen, dann würde die Geschichte der Religion niemals die größte Epoche in ihrer Mitte erlebt haben. Von Jahr zu Jahr trugen sie diesen Gedanken ihrer höheren Bestimmung in ihrem täglichen Leben mit sich und hatten die Worte des Spruches auf den Lippen: „Wo keine Weissagung ist, wird das Volk wild und wüst.“

Dasselbe ist in gewissem Sinn bei jedem nationalen Leben der Fall gewesen und ist es noch heutigen Tages. Das, was einem Lande seine Festigkeit und Kraft giebt, ist nicht der unmittelbare Wohlstand, den es erlangt hat, sondern die nationalen Ideale, welche sein Leben durchdringen. Schwebt ihm die Vision einer besseren Zukunft vor? Reden die Propheten zu seinem Glauben und zu seinem Gewissen? Oder ist es in Selbstgenügen, materiellem Wohlstand und Selbstzufriedenheit versunken, bis es überhaupt keine Visionen mehr hat? Das ist der Prüfstein für die Zukunft einer Nation. Rom mit der jugendlichen Vision eines kraftvollen und siegreichen Mannesalters hatte die Welt zu Füßen; Rom in seiner Reife, seiner auf sich selbst gerichteten Macht und Befriedigung war sogar im höchsten Wohlsein verdammt zu fallen. Griechenland, von der Vision idealer Schönheit durchdrungen wurde der Lehrer der Welt; Griechenland ohne Vision, der Götzendiener sinnlicher Schönheit, wurde der Welt zur Warnung. Amerika mit seiner Vision einer vollkommenen Demokratie,

einer Gleichheit aller Chancen, einer Aristokratie des Charakters, einer auf moralische Erfolge gegründeten Politik scheint die Zukunft der Zivilisation in Händen zu haben. Amerika, das Opfer seines eigenen Wohlstandes, durch den Glanz seiner wirklichen Besitztümer geblendet, außer stande seine idealen Interessen zu sehen, — Amerika, im Mammonsdienst und Dilettantismus und Selbstgenügen versunken, würde seine Führerschaft aufgeben und in sociale Revolution oder Verfall geraten. Es würde einer Stadt gleichen, die von außen nicht genommen werden kann, aber von innen durch Mitverschworene besiegt wird. Die Ideale bewahren es vor einer Sinnlichkeit, die so niedrig wie die Griechenlands wäre, und vor einem Verfall, der schneller sein würde als der Roms. „Wo keine Weissagung ist, wird das Volk wild und wüst.“

Was bei einer Nation zutrifft, trifft noch mehr bei einem Individuum zu. Vermutlich liegt es jedem von uns nahe zu denken, daß das, was er hat, oder das, was er ist, sein Leben ausmacht. In Wahrheit sind jedoch nicht die Besitztümer oder Errungenschaften für Euer Leben entscheidend, sondern Eure Wünsche, Eure Erwartungen, Eure Ideen, Eure Visionen. Giebt es in eines Menschen Leben nichts gleich Charakteristisches? Ist es von dem absorbirt, was es erreicht hat, schätzt es sich nach seinem Gewinn an Geld, Kenntnissen oder Erfolgen ein? Dann ist es ein Leben, das mehr und mehr eingeengt wird, gleich einer geraden und staubigen Straße, die auf beiden Seiten von hohen Wällen begrenzt wird, die jede Aussicht, jede Farbe, alles bis auf eine Linie am Horizont ausschließen. Je weiter man auf diesem Wege kommt, desto magerer,

ermüdender und enger wird das Leben erscheinen. Hat aber Euer Leben im Gegensatz dazu irgend einen Raum für Phantasie, Zuneigung oder Glauben? Steht der Gedanke an Eure Berufung klar vor Euch in Euren gegenwärtigen Erfolgen, sowie das Bewußtsein, ein auserwähltes Volk zu sein, in der hebräischen Geschichte aufrecht erhalten wurde? Dann ist Euch, kraft dieser Vision eine weite Aussicht erschlossen, wenn vielleicht Euer Weg auch enge ist. Ihr blickt über die Wälle des Lebens hinweg. Ihr seht schöne Landschaften und einen weiten Horizont. Ihr seid nicht durch die Arbeit eingeschlossen; im Gegenteil, Ihr seht die Bedeutung und das Ende der Arbeit. Ihr seid nicht nur eine Hand, nicht nur ein Verstand; Ihr seid eine Seele. „Wo keine Weissagung ist, wird das Volk wild und wüst."

Dasselbe gilt von einem Platz wie dem unsrigen. Was bezweckt ein College? Was bezeugt seine Arbeit? Was berechtigt seine Haltung? Zuerst möchte man antworten: „es bezweckt Erziehung, die Verbreitung von Kenntnissen, das Erlernen der Wahrheit." Aber das ist weder der wirkliche Zweck des Universitätslebens noch der große Wunsch der Generationen, welche es geschaffen und erhalten haben. Sie suchten nicht nur Unterricht zu geben, sondern eine freie Erziehung, das heißt, eine Erziehung, die das Leben befreit, erweitert und ausdehnt. Nicht Wahrheiten in Gestalt von greifbaren Thatsachen, sondern Wahrheit, ideale Wahrheit, die nie erreicht wird und doch immer dem Geiste des Schülers vorschwebt — das ist das große Wort, das auf unserm Siegel geschrieben steht. Beengt das Eindringen in die Wissenschaft, und hindert es

das höhere Leben eines Menschen? Beraubt es ihn seiner Macht der Vision und macht nur einen Sachkundigen, einen Spezialisten, eine Maschine aus ihm? Dann ist es nicht die Wissenschaft, welche frei macht, sondern die, welche zu Sklaven macht. Es ist eine Wissenschaft, die, wie der Apostel sagt, sich aufbläht, anstatt aufzubauen.

Kommen aber andrerseits einem jungen Manne, während er hier unter uns lebt, höhere Gedanken, eine reichere Phantasie, anstatt niedrigen Ehrgeizes ideales Streben, Hoffnungen und Träume, die den Gedanken des Lebens an sich erweitern? Dann ist durch die wachsende Empfänglichkeit für Visionen die Aufgabe einer großen Universität erfüllt. Jedes Studium sollte auf diese idealisierende Eigenschaft hin geprüft werden; jeder Lehrer ist wirksam, wenn er also die geistige Bedeutung seines Themas darlegt. Wo man sich von dieser Welt der Vision ausschließt, da schrumpft das akademische Leben zusammen. Wo die höhere Verwertung des Lebens von Tag zu Tag klar erhalten wird, da wird das akademische Leben stark und frei. Denken wir schließlich an die Stelle, die die Religion in unserer Welt einnimmt, an ihre Formen und Methoden! Weshalb versammeln wir uns hier allwöchentlich für diese kurzen Momente der Betrachtung? Weil das Leben ohne seine Visionen zu Grunde geht. Es thut uns not, für eine Weile das Leben in seinen großen Beziehungen und Hoffnungen und Zielen zu sehen. Es thut uns zu Zeiten not, für einen Moment die Gedanken festzuhalten, die in unsern geschäftigen Stunden nur an uns vorüberstreifen, und unsern Idealen ins Angesicht zu sehen. Wo es keine solche Gelegenheit giebt,

in dem geschäftigen Strom der Welt eine Pause zu machen, da schwinden die Visionen von selber, und alle Farbe scheidet aus solchem Leben.

Alle die verschiedenen Ideale unseres Lebens, den intellektuellen Ehrgeiz, die geistigen Hoffnungen, die hohen Wünsche und die bescheidenen Träume bringen wir dann von Woche zu Woche hierher. Tag für Tag beschäftigen wir uns mit den einzelnen Teilen des Lebens; hier liegt das ganze Leben vor uns. Anderswo waren wir durch seine Routine und Kleinlichkeit eingeengt; hier öffnet es sich uns in der Welt der Vision. Und wir können sicher sein, daß in dieser Fortdauer der idealen Beziehungen des Lebens, in diesen Visionen, die da kommen und gehen, die mitten im Leben so flüchtig und unwirklich scheinen, einem dauernden Bedürfnis der Seele genügt wird. Sie sind kein überflüssiger Luxus; ohne sie würde ein Volk jetzt ebenso wie einst in der hebräischen Geschichte zu Grunde gehen. Es war kein Zufall, daß Jesus seinen geistigen Einfluß „das Brot und Wasser des Lebens" nannte. Was der natürliche Hunger und Durst verlangen, das sind für die Seele gerade diese Dinge, sie sind ihr Brot und Wasser, die einfachsten Elemente, das gesundeste und nötigste Essen und Trinken.

Wenn der Apostel Paulus den Einfluß des Geistes Gottes beschreibt, kennzeichnet er ihn durch diese Worte: „Ich will meinen Geist, sagt Gott, ausgießen über alles Fleisch und Ihr jungen Leute sollt Visionen sehen und Ihr Alten sollt Träume haben." Das ist der Prüfstein für jedes Leben. Es mag sehr interessant und bewundernswert sein, wenn die Menschen ganz in Diskussionen und Streitfragen

über die Religion vertieft oder von den Errungenschaften der Erziehung befriedigt sind; aber das ist kein Ausgießen des Geistes Gottes. Wo der Geist Gottes ausgegossen wird, wenden sich die Menschen dem Unerreichten zu und sind der himmlischen Vision gehorsam. Sie werden nicht durch ihre Werke, sondern durch ihr Streben aufrecht erhalten. Die Dinge, die unsichtbar sind, sind ihnen die ewigen Dinge. Sie wandeln im Glauben, nicht im Schauen. Das ist das Geheimnis der akademischen Lebenskraft. Sie ist nicht das Resultat dessen, was wir haben, sondern dessen, was wir ersehnen. Tiefer als all unsere Hoffnungen auf erweitertes Leben und größeres Vollbringen bewegt uns hier das Gebet, daß dies eine Stätte überzeugender und beherrschender Ideale sein möge, damit die Jugend unter uns nicht ihre Visionen verliere und das Alter nicht seinen Träumen entwachse.

---

19.

## Die neue Heilkunst.

Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Römer 12, 21.

In der medizinischen Welt glaubt man dicht vor einer Revolution der medizinischen Praxis zu stehen. Vor wenigen Jahren wurden unsere Methoden der Chirurgie durch Verwendung antiseptischer Mittel vollständig umgestürzt, so daß von den Chirurgen jetzt viele Operationen gemacht und viele Leben gerettet werden, die vordem hoffnungslos verloren waren. Und nun sagen die Ärzte: Die Reihe ist an uns. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß in wenigen Jahren viele der ansteckenden Krankheiten, wie Diphtheritis, Cholera oder Scharlach, welche jetzt die Geißel der Zivilisation sind, ihrer Schrecken beraubt sein werden. Es wird dazu kommen, daß jeder praktische Arzt wie jetzt sein Sprechzimmer, so einst auch sein bakteriologisches Laboratorium haben wird.

Und auf welchem Grundsatz beruht dieser Wandel in der Praxis? Er beruht nicht auf dem Grundsatz der alten Praxis, die Wirkungen der Krankheit zu bekämpfen, nachdem sie sich in dem System festgesetzt hat, sondern der Krank-

heit vorzubeugen, indem man die Konstitution kräftigt. Man ist nicht darauf bedacht, die Keime der Krankheit zu zerstören, sondern man will eine Widerstandsfähigkeit herstellen, gegen welche diese Keime machtlos sind. Das Leben des Patienten wird so behandelt, daß die Krankheit weder Boden sich festzusetzen noch Material sich zu nähren findet. Das Leben wird, wie die Ärzte sagen, gegen die Krankheit gefeit. Ein so gefeites Leben wird vergebens von den Krankheitskeimen angegriffen.

Und wie geschieht dies? Es geschieht, wie die neue Lehre glaubt, durch Einimpfung eines andern, kräftigen Lebens. Es ist Sicherung, die auf Ansteckung beruht. Ein sicheres Leben verleiht Sicherheit. Unter Ansteckung denken wir uns gewöhnlich eine Art Krankheit; hier aber bedeutet Ansteckung Gesundheit. Das Leben irgend eines Tieres wird unempfindlich gegen Krankheit gemacht, und aus jenem immunisierten Leben geht Immunität hervor. Ein solches Leben, das unempfänglich für Ansteckung ist, dient Tausenden zur Sicherung. So kann die Gesundheit einer Gemeinschaft von der Existenz einer genügenden Anzahl also gefeiter Leben abhängen. Sie drängen einfach die Ansteckung der Krankheit hinaus, indem sie die Ansteckung der Gesundheit Andern mitteilen. Für beides ist nicht Raum. Die Keime schweben nach wie vor in der Atmosphäre; aber sie finden in dem gefeiten Leben keinen Eingang. Der Arzt sagt zu den Kranken: Laßt Euch nicht vom Übel überwinden, sondern überwindet das Übel dadurch, daß Ihr Euer Leben vorher vom Guten einnehmen laßt.

Es ist nicht unseres Amtes, zu entscheiden, ob diese neuen und überraschenden Entdeckungen in der Medizin

so revolutionär sind, wie viele Menschen glauben; aber es ist sicher interessant zu bemerken, daß diese neu eingeschlagene Weise der Heilung für das körperliche Leben nur die wahre Lehre von der Heilung des Gewissens und der Seele wiederholt. Was heißt ein vollkommen gesundes Gewissen haben? Einige denken und Andere lehren, daß ein gesundes Gewissen ein empfindsames, vorsichtiges Gewissen sei, welches sich fortwährend gegen die Angriffe des Feindes sichern muß gleich einem wachsamen Soldaten im feindlichen Land. Natürlich ist ein empfindsames, wachsames Gewissen weit besser als ein schläfriges, sorgloses. Doch es ist trotzdem kein vollkommen gesundes, sondern ein gebrechliches Gewissen, das sich hütet vor dem Bösen, fürchtet vor dem Kommenden und bange ist, sich der Versuchung auszusetzen. Ein vollkommen gesundes Gewissen ist etwas viel Kräftigeres. Es ist unempfänglich. Es ist das sichere, das gefeite Gewissen. Und was ist in diesem Sinne eine sichere Seele? Es ist keine gebrechliche Seele — kein schwaches, zartes, in der Genesung begriffenes Wesen, welches stets in Gefahr vor einem neuen Angriff ist. Eine vollkommen bewahrte Seele ist eine sichere Seele — eine Seele, die unempfänglich für Versuchung ist. Eine Festung, die uneinnehmbar ist, ist sicherer als eine, die verloren gegangen und wieder gewonnen ist. Sie ist nicht eigentlich bewahrt, sie ist sicher.

Und wodurch erreichen wir diese Sicherheit des Gewissens oder der Seele? Wir erreichen sie durch die Berührung mit einem gereinigten Leben, so sagt die neue Lehre. Erst wird ein Leben gesund und rein, und dann immunisiert die Ansteckung damit das Leben Anderer.

Gerade wie ein kranker Mann Krankhaftes, überträgt ein guter Mann Gutes. Eine sichere Seele wird zum Retter anderer Seelen. Eine stille, anspruchslose Mutter führt im Hause ein Leben, vor welchem böse Gedanken einfach zurückschrecken, und jene Ansteckung der Reinheit und Einfachheit teilt sich dem ganzen häuslichen Kreise mit und rettet ihn vor Weltlichkeit und Sünde. Jesus ging durch die Sünden seiner Zeit hindurch, unzugänglich für ihre Forderungen, in jeder Weise versucht, doch ohne Sünde; und es war, als wenn ein frischer Westwind über eine Malaria-Ebene bläst: die Keime der Selbstsucht und Bigotterie, welche noch in der Atmosphäre seiner Nation schwärmten, konnten sich nicht bei denen festsetzen, die sein Geist gesegnet hatte. Das ist die Therapeutik der Seele. Die Rettung des Lebens oder der Welt haben wir nicht zu suchen in der unmöglichen Abschaffung des Bösen, sondern in dem Sieg des Guten über das Böse. Das Gute teilt sich von selber mit, und die Keime des Bösen finden, wenn sie auch noch in jedem Luftzug schweben, keinen Raum zum Eindringen. Die Ansteckung des Guten hat das Gift des Bösen getötet.

Nun übertragt jene Lehre in die Geschichte des täglichen Lebens und seht, wie das Leben sich neuem Mut und neuer Hoffnung erschließt. Hier in unserm College giebt es einzelne Sündenfälle gerade, wie es gelegentliche Krankheitsfälle giebt. Diese Sünden sind beklagenswert; denn sie bringen Leid und Scham über uns alle. Es ist ganz unmöglich, daß unter 3000 Menschen nicht Ärgernis entstehe; aber wehe denen, durch die es entsteht! Es wäre besser, wenn ein Mühlstein an ihren Hals ge-

hängt und sie ins Meer geworfen würden. Aber was ist trotz solcher Übel das Bemerkenswerte in unserm moralischen Sein? Es ist die allgemeine Gesundheit. Man ist oft verwundert darüber, daß ansteckende Krankheiten so wenig Eingang in unser überfülltes Leben finden; ebenso verwundert sollte man darüber sein, daß die Ansteckung des Bösen, welches hie und da eine Seele erreicht, uns so wenig berührt.

Laßt uns Gott danken für diese große Gemeinschaft robuster und furchtloser Männer, die durch die Versuchungen der Jugend vollkommen rein und unbefleckt hindurchgehen. Auf dieser großen Menge gefeiter Leben unter uns beruht das Geheimnis unserer moralischen Gesundheit; und das moralische Problem der Universität ist nicht die unausführbare Aufgabe, die Möglichkeiten des Bösen vollständig auszurotten, sondern es ist die beglückendere Arbeit, jene gefeiten Männer, die zwischen den Möglichkeiten der Ansteckung sich bewegen und doch vollkommen sicher und frei bleiben, zu vermehren, zu entwickeln und zu ermutigen. Jeder also befreite Mensch wird ein Mittel zur socialen Befreiung. Die Sicherheit des Ganzen liegt darin, daß man die Ansteckung des Bösen besiegt, indem man die Ansteckung des Guten immer weiter verbreitet. Ein junger Mann kann sich nicht vor dem Bösen verbergen; aber er kann für dasselbe unerreichbar werden. Wenn er den Teufel nur aus seinem Leben hinauswirft und es leer läßt, dann kommt der Teufel mit andern zurück, die schlimmer sind, als der Erste. Aber wenn er Berührung mit befreiten Leben gewinnt, wenn er die Interessen aufnimmt, die der

Sünde keinen Raum lassen, dann wird sein Leben an jener Befreiung teil haben. Geistige sowohl wie physische Bakterien gedeihen nur, wo der Boden für sie bereitet ist. Sie können nicht ausgeschieden, aber sie können ausgehungert werden. Um das Böse zu überwinden, muß man vom Guten Besitz ergreifen.

Und dasselbe trifft in der weiten Welt zu, die uns mit all ihren heiligen Aufgaben und mit all ihren Nöten umgiebt. Viele Menschen träumen von einer Welt, die ganz anders ist als die, in welcher wir leben — einer Welt, die weder Kampf noch Konkurrenz, weder sociale Unordnung noch Versuchungen hat — einer Welt, in der die Keime des Bösen nicht mehr in der Luft schweben. Aber das ist nicht die Welt, die uns gegeben ist oder voraussichtlich gegeben werden wird, und ein neues, sociales Programm, das von einer solchen Umwandlung der Welt abhängt, ist wenig mehr als ein Traum. Die Wissenschaft ist im Hinblick auf die Krankheitskeime nicht sanguinisch. Sie wendet sich der mehr verheißenden Aufgabe zu, das Leben gegen dieselben zu festigen. Es ist möglich, daß einst aus dieser harten Welt eine sanfte gemacht werden kann; aber die gegenwärtige Aufgabe ist, diese sanfte, menschliche Natur hart und stark genug zu machen, um in der Welt zu leben, wie sie eben ist. Seht Euch in der Welt um und Ihr findet die Gelegenheit zum Bösen überall. Ihr seht Versuchung und Zerstreuung, Trunk und Lüste, Ruhelosigkeit und Ehrgeiz, die die Keime des Begehrens auf der Menschen Pfade streuen; und dann fragt Ihr Euch erstaunt, wie all dieses Böse aus der Welt gebannt werden könnte. In Wahrheit

wird es voraussichtlich nie verbannt werden. Das Böse wird bleiben. Aber dann schaut Euch um und seht, was möglich ist — ein Wunder des moralischen Lebens, neben welchem die Triumphe der Medizin nur Gemeinplätze sind. Ihr seht, daß man das Böse nicht ausscheiden, daß man ihm aber die Ansteckungskraft nehmen kann. Ihr seht das reine Leben in vollkommener Sicherheit auf diesen vergifteten Pfaden wandeln, einer Krankenwärterin gleich, die kraft der gesunden Weihe ihres Berufes unversehrt durch die Reihen ihrer Pfleglinge hindurchgeht. Und dann sagt Ihr: Das ist die Art einer gesunden Seele, Ihre vollkommene Liebe schließt die Furcht aus. Sie bringt Sicherheit, weil sie selber sicher ist. Sie fürchtet sich nicht vor dem Leben; sie beherrscht dasselbe. Sie wird nicht vom Bösen überwunden; sie überwindet das Böse mit Gutem.

---

20.

## Folge du mir nach.

Da Petrus diesen sah, spricht er zu Jesus: Herr, was soll aber dieser? Jesus spricht zu ihm: So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach! Joh. 21, 22.

Diese Antwort Jesu hat einen Anflug von Strenge, als ob die Frage Petri einen Tadel verdiente. Als Petrus die heiligen Befehle Jesu empfangen hatte, wurde ihm zuletzt das große Wort zuteil: Folge du mir nach! Dann scheint es, als wenn er sich zu sehr zu seines Bruders Hüter machte. Er wendet sich nach dem andern Jünger um, als ob er neugierig wäre zu wissen, weshalb Johannes nicht gerufen wird, um sich in jenem großen Gehorsam mit ihm zu vereinen, oder argwöhnisch, ob vielleicht einem Andern ein noch höherer Platz gegeben würde. „Was soll aber dieser?“ sagt er, und Jesus verurteilt scheinbar unwillig diese müßige Neugier und Eifersucht, indem er antwortet: „Was geht es dich an? So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach!“ Doch nur bei oberflächlicher Betrachtung erscheint uns diese Antwort strenge. Es wäre in der

That seltsam, wenn die letzten Worte, die das Evangelium von Jesus berichtet, Worte unwilligen Tadels gewesen wären, oder, wenn eine Unterhaltung von so unendlich zartem Vertrauen, wie: „Simon, hast du mich lieb?" „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe." „Weide meine Schafe!" in Mißtrauen und Vorwürfen enden könnte. Der Petrus, der gerade zuletzt Jesum verleugnet hatte, wurde nun als Führer der Zwölfe wieder auf seinen Platz gestellt. Es ist unmöglich, daß er eifersüchtig auf eines Andern Platz sein sollte. Da ihm sein eigener Platz wieder gegeben wurde, mußte er von der Erneuerung des Vertrauens überwältigt sein. Es ist unmöglich, daß Petrus in dem Augenblicke, da Jesus ihm das größte Vertrauen bewies, argwöhnisch danach forschen sollte, was Johannes zu thun habe. Er mußte von heiliger Scheu ergriffen sein über die Berufung zur Führerschaft, er mußte empfinden, daß die Aufgabe zu groß sei, um sie allein bewältigen zu können. Und das scheint die wirkliche Situation gewesen zu sein: Petrus schrickt in dem Augenblick, wo seine verlorene Führerschaft wieder hergestellt wird, nicht aus Eigennutz, sondern aus mangelndem Selbstvertrauen vor der Verantwortlichkeit zurück. Er hat einmal gefehlt; vielleicht wird er wieder fehlen. Wer ist er, daß ihm anvertraut werden könnte, die Schafe und Lämmer an Stelle des guten Hirten zu weiden?

Sein Zögern mag geistiger oder moralischer Natur oder beides gewesen sein. Er mag zu sich selber gesagt haben: Bevor ich das große Werk auf mich nehme, muß ich alle Details des großen Planes kennen, muß wissen, was jeder Teilhaber zu thun und welchen Platz jeder Teil in dem

Ganzen einzunehmen hat, und da er hierüber erst Aufklärung haben möchte, wendet er sich an Jesus und fragt: Herr, was soll dieser thun? Vielleicht hat er auch das Bedürfnis nach einer moralischen Stütze gehabt. Die Aufgabe, selbst wenn er ihren Inhalt richtig versteht, ist zu groß für ihn. Muß er allein vorwärts gehen? Soll nicht der andere Jünger, der viel mehr Glauben hat als er, zu ihm stehen? „Herr, was wird dieser thun, um mir zu helfen?"

Vielleicht war es beides, ein Gefühl ungenügender Kenntnis und ein Gefühl ungenügender Kraft, was den Jünger lähmten, als er zu einem neuen Leben berufen wurde. Auf jeden Fall fühlt er, da die Größe seiner Führerschaft sich ihm aufdrängt, das Unzulängliche seiner Fähigkeiten. Er weiß nicht genug, er fühlt sich nicht stark genug für solch eine Berufung, und so greift er auf den Mann zurück, der ihm am nächsten steht, und verlangt, daß dessen Aufgabe ihm klargelegt werde und er auf seine Unterstützung rechnen könne.

Wie oft sehen wir dieselbe Lähmung bei Menschen, die Vorkämpfer der Wahrheit und des Rechts sein sollten! Ein Mann, der berufen ist, eine Rolle zu spielen in der Welt des Intellekts, will erst wissen, was alles dazu gehört, ehe er sich diesem Dienst hingiebt. Er schrickt vor der Mitarbeit zurück, bis er über alle Details Klarheit hat. Welchem Teil seiner Theorie soll dies oder jenes Glied der Wahrheit sich einfügen? In welchem Abschnitt der Arbeit soll dieser oder jener Mann seinen Platz finden? Er ist einem Musiker in einem Orchester gleich, der seine Partie nicht eher spielen will, bis er alle Partieen kennt, die gespielt

werden sollen. Auch in dem akademischen Leben giebt es solche Menschen, sie werden in der Thätigkeit gehindert durch den großen Maßstab, den sie an ihr Wissen legen. Sie wollen alles wissen, bevor sie irgend etwas thun. Sie fürchten so sehr einen Fehler zu machen, daß sie gar nicht zu beginnen wagen. Wenn sie aufgefordert werden ihre Partie in dem Musikstück der vollkommenen Wahrheit zu spielen, so sehen sie sich nach ihren Gefährten im Orchester des Lebens um und sagen: „Herr, was soll dieser thun?“ Und so schwebt die Melodie ohne sie dahin, und sie sind den Menschen gleich, die das Vollkommenste erdacht haben für Instrumente, die sie nie zu spielen gelernt haben.

Im Hinblick auf das moralische Leben finden wir dasselbe Zaudern; ein Mensch wird vor eine große moralische Aufgabe gestellt und er schrickt vor derselben zurück, nicht weil er nicht das Rechte thun möchte, sondern weil er sich für unfähig hält Führer zu sein. Er fühlt seine ungenügende Befähigung und seine Vereinsamung. Es scheint durchaus nicht angemessen, daß er, der schon so manches Mal das Rechte verfehlt hat, unter seinen Gefährten sich als Vorkämpfer des Rechts hinstellen sollte. „Herr,“ sagt er, „was sollen die Andern thun, die sich zum Führer soviel besser eignen als ich, diese Johannes in unserer Gemeinschaft, die nie in ihrer Liebe zur Wahrheit und zum Recht geschwankt haben? Wenn sie die Führerschaft übernehmen wollen, will ich ihnen gern folgen.“

Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr diese moralische Schüchternheit, die sich selber wie moralische Bescheidenheit vorkommt, unter uns herrscht. Gerade hier, wo eine

wahre geistige Demokratie herrscht, scheint es unangebracht, sich geistige Überlegenheit anzumaßen. Ein ehrenhafter und bescheidener junger Mann möchte vor allen Dingen nicht für gut gelten. Sein Streben ist nicht böse; aber er haßt die Prätension. Wenn moralische Reformen an diesem Orte üblich wären, wenn moralische Führerschaft nichts Außergewöhnliches wäre, dann würde man auf ihn rechnen können. Aber das zu thun, wozu scheinbar viel bessere Menschen nicht berufen sind, — das ist eine zu große Anspannung seiner guten Absichten. Wenn sich ihm eine moralische Aufgabe bietet, dann wendet er sich nicht ihr, sondern seinen Gefährten zu und fragt: „Herr, was sollen diese thun?“ und während er fragt, geht die Gelegenheit vorüber.

Also erhalten sich solche Übelstände immerfort unter uns, nicht — weil sie erwünscht, sondern weil sie zu Traditionen geworden sind, und niemand Mut genug hat uns von ihnen zu befreien. Es ist niemandes Sache Führer zu sein, und so werden Mißbräuche von uns allen geduldet, über die jeder Einzelne spotten würde.

Es herrscht hier ein seltsamer Konservatismus, ein Konservatismus, der fortwährend Mißbräuche und Tugenden neben einander erhält, als wenn beide geheiligt wären, weil beide alt sind. Es ist ein seltsamer Anblick, eine Gemeinschaft der auserlesenen Jugend unseres Landes in den Banden einer ohne viel Nachdenken aufgestellten Vorschrift gehalten zu sehen, nur damit sie nicht in den Verdacht kommt ihre Moral behaupten zu wollen. Der Ruf ergeht an das moralische Heldentum; wir aber fallen in den unter unsern Gefährten herrschenden Ton zurück und sagen:

„Herr, warum bin ich allein gerufen?“ Was soll der Mann neben mir thun, der soviel stärker ist als ich? Welch eine ernste Verantwortung wird einer einzelnen Seele auferlegt, wenn man sieht, wieviel durch die Erleuchtung eines anspruchslosen, rechtschaffenen Sinnes unter uns gethan werden kann, wie die ganze moralische Tradition unter uns oft durch eine einzige Gruppe in einer einzigen Klasse verwandelt wird. Christus naht sich Petrus wieder und wagt auf dessen Treue und Kraft die Hoffnung einer großen Zukunft zu gründen.

Und was war das Geheimnis des Zögerns, das Jesus bei Petrus fand? Petrus dachte an sich selbst. Als Jesus ihn zu seiner vollständigen Nachfolge berief, war sein erster Gedanke: „Herr, bin ich es, der zu so großen Dingen berufen wird? Ich, der sich geistig so unwert erwiesen das Evangelium zu empfangen, der ich moralisch ein Verräter gewesen bin?“ Es war keine schwache oder niedrige Selbstbetrachtung; aber es war immerhin eine Selbstbetrachtung. Er hielt sich selber nicht für die rechte Persönlichkeit, Johannes würde ein geeigneterer Mann sein. „Herr, hast du ihn auch vergessen? Herr, was soll Johannes thun?“

Und die Antwort Jesu ist die einzige Antwort, die einen Menschen aus der verständigen Zurückhaltung herausführt. Es ist die Aufforderung, aus sich selber herauszukommen und in den Dienst einer Sache zu treten, die größer ist als man selbst. Petrus mochte unwissend und schwach und Johannes ein vollkommenerer Jünger sein, Petrus war nicht berufen seine eigenen Fähigkeiten einzuschätzen. Das Werk mußte gethan werden, und er war der Mann, der es thun sollte. Er mußte aufhören an seine eigene

Fähigkeit zu denken und mußte das Werk vollbringen. Natürlich war vieles da, was er nicht wußte, vieles, was er nicht thun konnte. Aber wenn sein Meister ihn rief, mußte er ihm einfach folgen, so gut er es vermochte. Es war nicht seine Sache an sich selber oder an Johannes zu denken. „So ich will, daß er bleibe, bis ich komme, was geht es dich an? Folge du mir nach!" sagt Jesus, und als Petrus mit ganzer Hingabe ihm nachfolgt, wird seine Schwäche in Stärke verwandelt.

So ergeht es manchem modernen Leben. Daß ein Mensch über sich selber nachdenkt, das ist's, was ihn geistig unwirksam macht. Er schärft das Instrument, anstatt es zu benutzen. Er bedarf der Aufforderung zu einem Dienst, der größer ist als er selber, und dann nimmt er sein ungenügendes Instrument, und es dient ihm besser, als er zu hoffen gewagt hat. Seine Gedanken sind frei und sein Geist ist klar. Dasselbe gilt bei moralischen Entscheidungen. Die Selbstbetrachtung, der Gedanke, wie es aussieht, ob es passend ist, was Johannes dazu sagen und thun würde — das ist es, was die Wirksamkeit hemmt. Die Hingabe des Selbst an einen Zweck, der Treue und den größten Gehorsam fordert, giebt unserm Leben das Gefühl von Kraft; mögen Andere warten, bis Christus wiederkommt!

Es giebt für ein Leben — sei es jung oder alt — keinen größern Triumph, als wenn es aus geistigem oder moralischem Zögern heraus zu dem Mut eines Jüngers der Wahrheit gelangt. Es giebt in einer Gemeinde wie diese keine größere Epoche, als wenn jemand, sei er jung oder alt, das Gesetz des Lebens nicht aus den Tradi-

tionen oder Gewohnheiten oder dem Ton der Welt ab=leitet, sondern aus direkter Berührung mit Endzwecken, die größer sind als er selber. Solch ein Leben begegnet nochmals dem Geiste Christi, der mitten durch diese moderne Welt geht und zu ihm spricht: „Was gehen diese Dinge dich an, folge du mir nach!“ und in jenem großen Gehorsam ist der Weg klar vorgezeichnet.

21.

## Gideon und der Engel.

Und Gideon sprach: Ach Herr, Herr! habe ich also den Engel des Herrn von Angesicht gesehen? Aber der Herr sprach zu ihm: Friede sei mit dir! Friede sei mit dir! Fürchte dich nicht, du wirst nicht sterben.
Buch der Richter 6, 22—23.

Diese Geschichte handelt von einem jungen Mann, der plötzlich und zu seinem großen Erstaunen aus einem gewöhnlichen und dunkeln Leben zu einem großen Werk berufen wurde. Während er seinen Weizen auf dem Felde drischt, erscheint ihm ein Engel und fordert ihn auf, der Führer Israels zu sein. Aber das Seltsame ist, daß der junge Mann den Ruf nicht gern hört. Er will lieber in der Dunkelheit bleiben als sich an die Öffentlichkeit wagen. Er schrickt vor dem Engel zurück: „Ach Herr, Herr," sagt er, „ich habe einen Engel von Angesicht zu Angesicht gesehen." Aber der Herr spricht zu ihm: Das bedeutet für dich nicht „Tod", sondern „Leben". Es darf dich nicht erschrecken; es ist der Beginn deiner größeren Arbeit. Fürchte dich nicht! Du bist zu großen Dingen berufen. Gehorche der Vision! Du wirst nicht sterben.

Darauf schrickt der junge Gideon nicht mehr vor der Pflicht, die ihm entgegengetreten, zurück; sondern er baut einen Altar und schreibt darauf: „Der Herr des Friedens“ und geht in den Kampf, um sein Volk zu erlösen.

Manches Menschen Leben gleicht dieser Geschichte. Der Engel Gottes erscheint auf verschiedene Weise und oft sehr plötzlich in solch ahnungslosem Leben und beruft es zu Pflichten, die bei dem ersten Anblick voll drohender Ungewißheiten und Wagnisse scheinen. Aus reinem und gerechtfertigtem Mangel an Selbstvertrauen schrickt der Mensch zurück und ruft: „Herr, Herr, ich habe einen Engel von Angesicht zu Angesicht gesehen.“ Aber aus der Pflicht heraus ertönt die Stimme des Herrn: „Fürchte dich nicht, du wirst nicht sterben!“ und mit der Pflicht kommt die Kraft sie zu vollbringen, und zuletzt wird die Bedeutung des Lebens in der Begegnung mit dem Engel und seiner überraschenden Botschaft gefunden.

Zuweilen sehen wir dasselbe im Verlauf des intellektuellen Lebens. Ein Mann studiert eifrig an einem wissenschaftlichen Problem, bis er einer großen Entdeckung beinahe gegenüberzustehen scheint, und dann kommt ihm plötzlich die Wahrheit von einer ganz unerwarteten Seite. Sie wirft scheinbar alle seine Folgerungen über den Haufen; sie zwingt ihn ganz von vorn wieder anzufangen; sie schiebt die Erfüllung seiner Hoffnungen hinaus, so daß er ruft: „Herr, Herr, ich habe den Engel der größern Wahrheit gesehen.“ Nun kommt die Probe des wissenschaftlichen Geistes. Wenn jener Mann sich vor der unwillkommenen Wahrheit verbirgt, so ist er dazu bestimmt, einer jener schwachen Verteidiger einer verlorenen Sache zu werden;

aber wenn er dem unwillkommenen Besucher gerade ins Gesicht sieht, dann tritt aus der wirklichen Wahrheit, die sich ihm zu widersetzen schien, die Vision des größern Gesetzes hervor.

Es ist eine der merkwürdigsten Thatsachen des wissenschaftlichen Fortschrittes, daß viele seiner großen Entdeckungen durch Erwägung der Ausnahmen bestätigt worden sind, welche der bis dahin erlangten Wahrheit zuerst anscheinend feindlich gegenüberstanden. Gerade diese Thatsachen machten die Wahrheit aus und bewiesen sie am besten. Der Weg, der aus jenen Einwänden herausführt, geht nicht um sie herum, sondern durch sie hindurch. Sie kamen nicht, um zu zerstören, sondern zu erfüllen. Bischof Berkeley erzählt uns in einem seiner Dialoge von zwei Freunden, die in einem Garten stehen und von denen der eine sagt: „Siehst du, Hylas, wie das Wasser jener Fontaine, nachdem es bis zu einer gewissen Höhe getrieben, sich bricht und in das Bassin zurückfällt, aus dem es aufgestiegen!“ Derselbe Grundsatz, der uns zum Skepticismus zu führen scheint, bringt uns, wenn er bis zu einem bestimmten Punkt verfolgt wird, zur gesunden Vernunft zurück.

Dasselbe läßt sich von dem Leben der Pflicht sagen. Ein Mensch führt ein leeres, nichtssagendes Leben des Schlendrians oder Geschäftes, des sorglosen Genießens oder zwecklosen Studiums und drischt den Weizen des täglichen Lebens aus, ohne viel an seine Pflicht oder an seine Wünsche zu denken; und eines Tages erscheint der Engel Gottes und stellt ihm eine hohe Aufgabe, die große Aufopferung verlangt. Der Gedanke Andern zu dienen

tritt mit gebieterischer Forderung an ihn heran. Der Ruf eines neuen Ideals klingt gleich einer Trompete in seinen Ohren. Ich erinnere mich, wie einer unserer jungen Leute eines Tages von Gott berufen wurde, unserm öffentlichen Leben einen großen Dienst zu thun, und wie bescheiden und knabenhaft er sagte, daß er aus seinem Universitätsleben etwas mehr machen wolle als einen Aufenthalt in einem Winterbadeorte.

Aber dann schrickt der junge, sich selbst wenig vertrauende, unerprobte Gideon vor dem Ruf zu einem größern Wirken zurück; er verbirgt sein Angesicht vor der Erscheinung und sagt: „Herr, Herr, ich habe einen Engel von Angesicht zu Angesicht gesehen.“ Wer bin ich, daß Gott so viel von mir fordern sollte? Zur Lösung dieser Aufgabe bedarf es eines Genies, eines Helden oder eines Heiligen, und der Engel kommt zu mir; o, mein Herr und Gott! Das ist der kritische Augenblick in manchem Leben. Als Paulus dem König Agrippa seine Lebensgeschichte erzählte, lag der Schlüssel derselben in den Worten: „Ich war der himmlischen Vision nicht ungehorsam“. Der Engel war zu jenem Mann gekommen und hatte ihn fortgerufen von allem, was er zu thun beabsichtigte und wozu er sich befähigt glaubte; und er verbarg sein Gesicht, sagt die Geschichte, und sank zu Boden. Aber dann erhob er sich und nahm sein Leben wieder auf als einer, der seiner Vision nicht ungehorsam sein konnte, und in seinem Gehorsam fand er beides, sein Glück und seine Kraft.

Dasselbe trifft fast bei jedem ehrlichen Leben zu. Ein junger Mann sitzt eines Tages und denkt über das

nach, was er in der Welt thun will, und rechnet seine Fähigkeiten, Neigungen und Gelegenheiten zusammen, um eine weise Entscheidung zu treffen, und mitten in den Berechnungen erscheint dann die Vision dessen, was er thun möchte, wenn er es könnte, aber wozu er nicht im stande zu sein glaubt. Er verbirgt sein Gesicht vor der Erscheinung, als wenn sie ihn in Versuchung führte das zu verlassen, wozu er am meisten befähigt ist. Aber wenn ein reifer Mann über das berichtet, was ihn in dieser Welt am nützlichsten gemacht, so wird er sagen, daß es mehr als alles Andere der Gehorsam gegen die Vision war, zu der sein Herz ihn trieb. Wenn man in mittleren Jahren auf die Laufbahn seiner Altersgenossen zurückblickt, so bemerkt man, daß es nicht natürliche Begabung allein ist, die in der Welt am meisten wirkt, sondern weit mehr die beharrliche und unausgesetzte Richtung des Willens auf jenes Ziel, welches dem Ehrgeiz winkte und das Herz zu sich hinzog, obwohl es im Anfang unerreichbar schien. Die Fähigkeit wächst viel öfter aus dem Wunsch als der Wunsch aus der Fähigkeit heraus. Die aufrichtige Hingabe bescheidener Gaben entwickelt oft große Kräfte. Viele der glänzendsten Männer können nicht den Platz einnehmen, der ihnen zukommt, weil sie sich mehr auf das „Anpassen“ als auf ihr Herz verließen; und mancher Mann ohne außerordentliche Begabung erreicht die höchste Wirksamkeit, weil er, als der Engel der Berufung zu ihm kam, seinen Mangel an Selbstvertrauen fahren ließ und seiner Vision gehorsam war.

Dasselbe könnte von einem großen Teil der tieferen Erfahrungen des Lebens erzählt werden, durch die jede

Seele eines Tages hindurch muß. Die größte Not und Tragödie des menschlichen Lebens entsteht aus dem Versuch, den Thatsachen des Lebens aus dem Wege zu gehen; und der tiefste Frieden einer Seele kommt daher, daß sie daran gewöhnt ist, den Erfahrungen offen ins Gesicht zu sehen. Das könnt Ihr oft im moralischen Leben beobachten. Ein Mann versucht zu glauben, daß Unrecht recht und Böses gut sei, und daß er irgendwie nicht ernten werde, was er säet, und dann steht eines Tages der Engel der Pflicht vor ihm, und er verbirgt sein Angesicht vor der Erscheinung. Dann beginnt seine wirkliche Tragödie. Er will nicht dem Engel ins Angesicht sehen, weil sein Erscheinen ernst und strenge ist, und seine Weigerung, den Thatsachen ins Angesicht zu sehen, bedingt eine Zukunft voll Reue, Selbstvorwürfen und Scham.

Zuweilen tritt uns dasselbe bei der Erfahrung eines großen Leids entgegen. Ein Mann oder eine Frau versucht, sich das Leben sanft und sonnig und heiter vorzustellen, und eines Tages tritt der Engel des Leids mitten in die Nichtigkeit und Gedankenlosigkeit hinein, und die arme, schwache Seele möchte ihn nicht sehen. „Herr, Herr,“ ruft sie, „ich habe den Engel des Leids von Angesicht zu Angesicht gesehen.“ Die Hälfte des Kummers und der Verzweiflung bei solchen Erfahrungen kommt daher, daß man sich bei dem Nahen des Leids abwendet und dem Engel der Finsternis mit offenbarer Feindschaft begegnet.

Und woher kommt es andererseits, daß Menschen durch diese dunkeln Regionen zu einer Art Standhaftigkeit und Frieden gelangen? Es kommt daher, daß sie sich

dem Engel bei seinem Nahen mit ganzer Treue hingeben. Das geringste Abweichen von jener Linie bedeutet Unglück. Das leiseste Zurückschrecken vor jener Vision bedeutet Unterliegen. Einer der außergewöhnlichsten Züge in Jesu Leben ist, daß an einem gewissen Punkt seines Wirkens ihm die deutliche Erkenntnis kommt, daß alles zu Ende ist. Er sieht, daß es mit einem ruhigen Lehren in Galiläa nichts ist, daß es sich um Jerusalem, die Gerichtshalle und das Kreuz handelt. Und welchen Eindruck macht jene Überzeugung auf ihn? Nun, sie scheint ihn auf eine neue Stufe der Ruhe und Kraft zu heben. Seine Worte werden deutlicher, entschiedener und ernster. Er entschließt sich nach Jerusalem zu gehen. Sein Schicksalsengel ist ihm erschienen und er hat ihm gerade ins Gesicht gesehen und das hat ihm Frieden gebracht, so daß seine letzten Worte an seine Freunde jene großen, seltsamen Worte sind: „Meinen Frieden lasse ich Euch."

Dasselbe gilt von jedem gläubigen Leben. Gottes Engel erscheinen noch heut sehr leise und geheimnisvoll, während man das Korn der täglichen Beschäftigungen auf den Feldern des täglichen Lebens drischt. Einige von Euch sind durch solch geistige Erscheinung berufen Großes und Andere Kleines zu verrichten; Einige Hartes zu ertragen und Andere zu gleich schwerer Prüfung, die aus Behaglichkeit und Weichheit entsteht; Einige, Sorgen und Lasten zu tragen, und Andere zu gleich schwerer Prüfung durch Sorglosigkeit, Selbstsucht und Luxus. Einige sind dem Engel mitten in der täglichen Arbeit begegnet und Andere in der Stille verborgener Gebete.

Wißt Ihr, was es bedeutet, auf solch eine Weise

einem Engel von Angesicht zu Angesicht zu begegnen? Eure Pflicht strenge vor Euch stehen zu sehen, eine Gelegenheit zu haben und ihr gegenüber Euren Mangel an Selbstvertrauen? Wißt Ihr, was es bedeutet, wenn Euer Kummer, während Ihr ihn anschaut, sich erhellt, bis Ihr zu der Erkenntnis kommt, daß er ein himmlischer Gast ist? In jenem gesegneten Augenblick liegt der Prüfstein des Lebens. Verbergt Ihr Euch vor dem Engel, so wird Euer Leben ein verkrüppeltes und zerstörtes sein. Seht Ihr ihm in die Augen, nehmt die Gabe aus seinen Händen, so geht Ihr — nicht immer zur Größe oder zum Ruhm oder zur Führerschaft ins Leben, aber immer zu dem innern Glück und Frieden eines Menschen, der den Engel zu seinem Herzen hat sprechen hören: „Fürchte dich nicht, Friede sei mit dir! Du wirst nicht sterben“.

---

22.

## Barmherzigkeit und Wahrheit.

Daß Barmherzigkeit nnd Wahrheit*) einander begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen.
Psalm 85, 11.

Also lautete des Psalmisten Prophezeiung für das goldene Zeitalter. Wenn Gott der Herr zu seinem Volke reden und Gottes Segen ihm nahe sein wird, dann, sagt er, werden Barmherzigkeit und Wahrheit einander begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Barmherzigkeit und Wahrheit sind geistige, Gerechtigkeit und Friede moralische Gegensätze; doch zwischen beiden besteht derselbe Unterschied, der Unterschied zwischen einem Leben, das gütig, und einem Leben, das gerecht sein will. Sollt Ihr Euch in Gedanken der Großmut und Hochherzigkeit hingeben oder sollt Ihr Euch geradezu auf die Thatsachen stellen? Das ist der Unterschied zwischen Barmherzigkeit und Wahrheit. Sollt Ihr in Euerm Leben die Dinge recht oder freundlich gestalten? Das ist der Unterschied zwischen Gerechtigkeit und Frieden. Die Eigenschaften

*) So die englische revidierte Uebersetzung; Luther sagt: „Güte und Treue".

stehen einander gegenüber. Beide sind gut, man kann kaum sagen, welche die bessere ist; doch diese Tugenden scheinen unvereinbar. Macht man Barmherzigkeit und Frieden zur Gewohnheit des Lebens, so sind Wahrheit und Recht anscheinend schwer zu erlangen; giebt man sich aber der Wahrheit und Pflicht hin, so scheinen Barmherzigkeit und Friede nicht da zu sein.

Der Gegensatz tritt uns zuerst in den kleinen Angelegenheiten des sozialen Lebens entgegen. Es giebt Menschen, die um jeden Preis mit ihren Nachbaren wahr verkehren wollen; sie wollen weder schmeicheln noch täuschen noch beschönigen. Wahrheit soll das Gesetz ihrer Lippen sein. Wer sind diese ehrenwerten Leute? Es sind Eure Richter und kritischen Freunde, von denen Ihr wißt, daß ihr Urteil gerecht ist, die aber ein Dorn in Euerm Fleische sind, weil ihr Urteil so hart ist. Sie deuten Euch genau, wie Ihr seid; aber sie geben nichts auf das, was Ihr sein möchtet. Es ist fast leichter, Eure Feinde zu lieben und die zu segnen, die Euch fluchen, als Freude an solchen Freunden zu finden.

> Von allen Plagen, Herr, verschone mich
> Mit dem aufricht'gen Freund, das bitt' ich dich.

Andererseits giebt es hochherzige Menschen, die an Barmherzigkeit und Frieden glauben. Die Welt ist nicht da, daß man sie richte, sondern daß man sich ihrer freue. Man kann nicht erwarten, daß die Nachbarn fehlerlos sind. Man muß gütig sein nicht um der Wahrheit, sondern um der Barmherzigkeit willen. Von solchen Personen mag in verschiedenem Sinne das gelten, was der

Psalmist sagt, daß ihre Wege lieblich seien und daß sie dahinwandeln im Frieden.

So schwankt das soziale Urteil von einem Gegensatz zum andern; und doch scheint es ein goldenes Zeitalter, wenn Barmherzigkeit und Wahrheit einander begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen.

Denselben Unterschied zeigt unser christliches Denken und Leben. Einerseits möchte man fragen: Warum sollte man andere Arten des Glaubens dulden, wenn es in der Religion nur eine absolute Wahrheit giebt? Wo ist in der Religion für Freiheit Raum? Was ist ein freier Christ anders als ein Widerspruch in Worten? Von diesem Punkte aus wird der Irrtum zu einer Sünde, die nicht geduldet, sondern verdammt werden muß. Andererseits steht der Bigotterie des Gläubigen die Tugend der Duldsamkeit gegenüber. An Stelle der alten Strenge steht jetzt das neue Mitgefühl. Nach den Jahren der Gleichförmigkeit kommt das Jahr der Freiheit.

Aber ist an diesem schönen Wachstum der theologischen Barmherzigkeit nichts, das man tadeln könnte? Alles ist daran zu tadeln, wenn es ein Mittelding zwischen Barmherzigkeit und Wahrheit bleibt. Es giebt einen Liberalismus in der Religion, der sehr edel ist; aber es giebt auch einen Liberalismus, der nur ein anderer Name für geistige Gleichgültigkeit ist. Er ist gegen die Meinungen Anderer barmherzig, weil er selber keine klaren eigenen Meinungen hat. Er ist duldsam gegen alle Glaubensbekenntnisse, weil er sich kaum um irgend eins kümmert. Er gelangt dadurch zur Barmherzigkeit, daß er die Wahrheit verläßt. Es kann der eigene Blick für die Wahr-

heit getrübt sein und man kann sich selber mit dem Eindruck täuschen, daß man die Tugend der Duldsamkeit erlernt hat, während in Wahrheit doch nur die Trägheit Einen von der Bigotterie fern hält, und alles, was man für Glauben hält, Selbstgefälligkeit ist.

Schließlich steht hinter all diesen menschlichen Gegensätzen die zweifache Auffassung des göttlichen Lebens. Einerseits können wir uns Gott als Wahrheit und andererseits als Barmherzigkeit denken. Auf der einen Seite ist seine Gerechtigkeit, auf der anderen sein Friede. Zuweilen erscheint er uns wie zwei verschiedene Gottheiten, hier als der Gott des Gesetzes, der uns in Tragödien, Unglück und Unruhe stürzt, dort als der Gott der Barmherzigkeit voll Mitleid, Ruhe, als die Quelle des Friedens. Wie traurig kommt uns zuweilen dieser scheinbare Dualismus vor, als wenn die Liebe im Gesetz verloren gegangen wäre. Aus der Unruhe und Angst heraus lehnt man sich auf gegen den Gott der Wahrheit und beruft sich auf den Gott der Barmherzigkeit, und es scheint, als wenn es da keine Einheit gäbe, in welcher der Geist Ruhe finden könnte.

Und in diesen anscheinenden Konflikt hinein, der mit den gewöhnlichsten sozialen Interessen beginnt und in den tiefen Aufgaben des religiösen Lebens endet, ertönt der zuversichtliche Sang des Psalmisten. Für ihn liegt in diesen beiden Lebensanschauungen kein Widerspruch. Barmherzigkeit und Wahrheit sind einander begegnet; Gerechtigkeit und Friede haben sich geküßt. Das will sagen: je mehr Wahrheit Ihr habt, umsomehr werdet Ihr finden, daß sie Euch zur Barmherzigkeit führt, und je mehr Ge-

rechtigkeit Ihr übt, umsomehr kommt Ihr zum Frieden. In der Barmherzigkeit der Wahrheit und in dem Frieden der Pflichterfüllung liegt nach des Psalmisten Wort die tiefere Einheit des Lebens.

Was macht z. B. eines Menschen übereiltes, gesellschaftliches Urteil so strenge, als ob Wahrheit die Barmherzigkeit ausschlösse? Ist es in Wirklichkeit die Wahrheit, die so hart ist? O nein, im Gegenteil, der Mangel an Wahrheit ist es, der das Urteil so ungerechtfertigt hart macht. Man hört etwas Böses flüstern, fügt seine eigene sorglose Mutmaßung hinzu und sendet beides als schreiende Unwahrheit in die Welt. Und wozu führt mehr Wahrheit? Zu mehr Barmherzigkeit. Bessere Kenntnis Eures Nachbarn mildert Euer Urteil über ihn. Der Grund dafür, daß manche Menschen Euch so thöricht erscheinen, liegt darin, daß Ihr so wenig von ihren unausgesprochenen Idealen und Hoffnungen wißt. Was wie Eitelkeit aussieht, ist oft nur Schüchternheit, und was für Dummheit gilt, ist oft nur Zurückhaltung.

„Warum hassen Sie diesen Mann?“ sagte irgend jemand zu Charles Lamb. „Sie kennen ihn ja gar nicht.“ „Natürlich kenne ich ihn nicht“, antwortete Lamb; „denn wenn ich ihn kennte, würde ich ihn wahrscheinlich nicht hassen.“ Wenn also die Wahrheit in unser unbedachtes Urteil tritt, dann kommt die Barmherzigkeit Hand in Hand mit ihr.

Für einen ehrenwerten Mann, der mit Ueberzeugung das Leben eines Andern verurteilt, ist nichts demütigender als die Entdeckung, daß er die Wahrheit nicht gekannt, den Mutmaßungen Glauben geschenkt und dadurch jene

Art von Halbwahrheit verbreitet hat, die die tückischste Form der Lüge ist. Und welchen Scharfblick und welch tiefe Einsicht in solch unbesonnenes Urteil zeigte Jesus, als er inmitten des an ihm verübten Verrats für seine Feinde betete: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Oder kehren wir zurück zu der Duldung in der Religion! Was macht uns wirklich frei im Glauben? Gilt es die Wahrheit bloßzustellen, um zur Barmherzigkeit zu gelangen? Im Gegenteil, der einzige, der aufrichtig duldsam sein kann, ist der, der sich im Besitz der Wahrheit befindet. Je mehr Wahrheit sich ihm enthüllt, desto klarer wird er sich über ihre Ausdehnung und Mannigfaltigkeit und die verschiedenen Gesichtspunkte der Wahrheit, die für ihn unsichtbar sind. Duldung ist kein Kompromiß; sie ist Einsicht. Die christliche Einheit, nach der die Welt sich sehnt, kommt nicht dadurch, daß die Wahrheit der Barmherzigkeit weicht. Man erlangt sie nur dadurch, daß man die Dimensionen der Wahrheit höher einschätzt. Je mehr Wahrheit, umsomehr Barmherzigkeit. Je mehr Ueberzeugung, umsomehr Teilnahme. Freiheit in der Religion wartet nicht darauf, daß die Menschen weniger, sondern daß sie mehr glauben. Der bigotte Religiöse bekennt, daß seine Religion sehr begrenzt ist, und mit dem größeren Glauben kommt die umfassendere Hoffnung.

Schließlich offenbart diese selbe Einheit sich undeutlich in dem geistigen Leben des Menschen. Niemand kann sagen, daß alles hier klar vor uns liegt, daß in dieser Welt der persönlichen Erfahrung Wahrheit und Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Friede immer glücklich vereint

sind. Ihr thut Eure Pflicht und doch leidet Ihr; Ihr liebt Eure Kinder und verliert sie dennoch; Ihr arbeitet mühsam und fehlt doch. Aber das Bekenntnis aller geheiligten Seelen ist zum mindesten, daß, je tiefer man in solche Erfahrungen eindringt, umsomehr die Linien der Wahrheit und Barmherzigkeit einander zu treffen scheinen. Die Ursache, weßhalb Gottes Forderungen uns oft so erbarmungslos erscheinen, ist, daß wir so wenig von ihrer Wahrheit erkennen. Wenn wir nur das ganze Gesetz sehen könnten, so würden wir erkennen, daß es mit Liebe abschließt. Wenn wir nur das Ziel der Pflicht sehen könnten, würden wir dort den einzig dauernden Frieden finden.

Da Jesus an das Ende seines kurzen Lebens kommt, und die Welt gegen ihn und seine Gerechtigkeit gegen die Welt gerichtet scheint, da wendet er sich zu seinen Jüngern und sagt: „Meinen Frieden lasse ich Euch“. In seinem Herzen haben Gerechtigkeit und Friede einander geküßt. Und da er seine Mission denjenigen überträgt, die ihm folgen sollen, sagt er, daß der Geist der Wahrheit kommen und ihr Tröster sein werde. Welch wundervolles Wort ist das! Wie wenig tröstlich, wie wenig erquickend erscheint uns oft die Wahrheit! Und doch begegnen in diesen tieferen Regionen des Lebens Wahrheit und Barmherzigkeit einander, und die Wahrheit wird der einzige Tröster. Es ist der heilige Geist und er ist ein Tröster, weil er wahr ist.

So wiederholt Jesus des Psalmisten Lehre. Er bietet uns das Bild des dauernd glücklichen Lebens. Wer diese Einheit des Geistes erlangt hat, meidet weder die Wahrheit, um den freundlichen Eindruck der Dinge festzuhalten, noch

setzt er die Pflicht hintenan, um den Frieden zu bewahren. Er weiß, daß die einzige Weise die Wahrheit zu fördern die ist, der Wahrheit treu zu bleiben, soviel man davon empfangen hat, und daß der einzig dauernde Friede ein gerechter Friede ist. Je mehr er weiß, umsomehr vereint sich die Barmherzigkeit mit der Wahrheit. Je mehr man glaubt, um so duldsamer wird man. Freiheit ist die Frucht des Glaubens. Man thut seine Pflicht und erwartet keinen äußeren Frieden; man kennt des Meisters Worte: Kommt zu mir und Euer Joch wird leicht gemacht werden; aber man erwartet nicht, daß das Joch von Einem genommen wird. Man erwartet geradezu den Druck des Joches. Aber man hat den inneren Frieden gefunden, den nur Gerechtigkeit geben kann. Man nimmt sein Joch auf sich und es ist sanft; man trägt seine Last und sie ist leicht. So ist der Weg nicht ganz gerade und nicht ganz eben; aber er ist harmonisch und frei. Barmherzigkeit und Wahrheit sind einander begegnet und haben sich geküßt. Das Leben einer solchen Seele ist der Bewegung eines Vogels gleich, der in den Lüften schwebt. Nicht durch eine einzelne Kraft, sondern durch die balancierende Bewegung zweier einander gegenüberstehender Flügel wird jene schöne Leichtigkeit erreicht. So heben Barmherzigkeit und Wahrheit mit ihren einander gegenüberstehenden und doch zusammenwirkenden Kräften eine Seele, bis sie zuletzt mit ungelähmten Schwingen in die Welt des Lichtes und der Freiheit und des Sanges aufsteigt.

---

23.

## Der Friede Christi.

Den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch. Joh. 14, 27.

Es war an einem Donnerstag Nachmittag und gerade um diese Stunde, als Jesus mit seinen Freunden aus dem lärmenden Gedränge der Stadt hinaus in ein ruhiges Obergemach ging, um das Passahfest zu feiern. Man kann überall in diesem 14. Kapitel Johannes innehalten und wird sich den erhabensten Lehren der Weltgeschichte gegenüber finden. Der Kern jenes Evangeliums ist „das Herz Christi" genannt worden. Jesus hat seinen Jüngern Brot und Wein gegeben und hat sie aufgefordert, zu seinem Gedächtnis zu essen und zu trinken. Er erzählt ihnen weiter von dem Leben nach dem Tode, in welches er jetzt eingehen werde, und von dem Vater, den er offenbarte, und von dem Geist der Wahrheit, der ihr Tröster sein solle. Er hinterläßt ihnen eine Abschiedsgabe, ein geistiges Vermächtnis, das Sorge und Furcht von ihnen nehmen soll. Und wie seltsam ist es, daß er gerade in jener Stunde fähig war ihnen diese Gabe zu verleihen und daß sie fähig waren sie zu empfangen. „Den Frieden", sagte

er, „lasse ich Euch — meinen Frieden gebe ich Euch. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht!“

Was für eine außerordentliche Verheißung scheint dieses Vermächtnis zu sein, wenn man die Verhältnisse bedenkt, unter denen Jesus es gab. Wir sehen eine Gruppe von Freunden, die für eine Stunde aus dem Tumult der letzten Tage entflohen ist. Die ganze Woche hat Jesus inmitten seiner erregten Feinde und angstvollen Freunde zugebracht; gerade an diesem Abend war Judas ausgegangen, um ihn zu verraten. Die Versuchung, die Tragödie, die Flucht seiner Freunde, alles stand ihm nahe bevor und lag vollkommen klar vor seinem Blick. Gab es wohl je eine Woche, die stürmischer und weniger friedlich war als diese?

Konnte es überhaupt ein Leben geben, das weniger Frieden enthielt als das Leben Jesu? Von Anfang bis zu Ende wurde er angegriffen und mißverstanden. Er stand so allein mit seinen Idealen, wie es nur ein einziges Mal in der Geschichte vorkommt; er war die Veranlassung zu schmerzlichen Spaltungen, Streitfragen und Agitationen, so daß er mit Recht sagte, er sei nicht in die Welt gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Wenn er zu seinen Freunden gesagt hätte: „Meine Kraft, meinen Mut, meine Beharrlichkeit, meine Widerstandsfähigkeit gegen verräterische Feinde und irrende Freunde lasse ich Euch“ — das würde wie ein natürliches und berechtigtes Vermächtnis für ein so mißverstandenes und verratenes Leben erschienen sein. Und doch, gerade wie er am Anfang seines ruhelosen Wanderlebens sagte: „Kommt zu mir und ich will Euch Ruhe geben“ — so sagt er nun in diesen letzten Tagen, die so weit wie möglich vom

Frieden entfernt zu sein scheinen: „Den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch".

Woher kommt es, daß Jesus inmitten dieses ruhelosen Lebens sich so vollkommen die Ruhe der Seele hat erhalten können, daß er sie sterbend seinen Freunden verhieß? Es kommt daher, daß er erkannt hat, was es heißt, den Frieden der Seele zu haben; denn Frieden bedeutet nicht, wie man oft zu glauben versucht ist, Müßiggang oder Unthätigkeit oder Leere oder Stillstand. Friede bedeutet, daß kein Konflikt vorhanden und jeder Mißklang überwunden wird. Eine friedliche Landschaft ist nicht ohne Abwechselung und Leben, sondern es ist eine Landschaft, in welcher wogende Wälder und grasendes Vieh und ein fließender Strom sich zu Einheit und Harmonie verschmelzen, daß alles in wohlthuender Ruhe vor uns liegt. Ebenso ist ein friedevolles Leben kein Leben ohne Lebenskraft oder Mannigfaltigkeit oder Handlung, sondern eines, in dem alle verschiedenen Erfahrungen Teile eines harmonischen Ganzen sind. Wir nennen es kurz ein einheitliches Leben, ein solches, das nicht durch verschiedene Ziele zersplittert wird, das friedvoll ist, weil es mit sich selber einig ist, das thätig aber voll Beherrschung ist. Der Gegensatz zu einem friedevollen Leben ist ein unharmonisches, geteiltes, zielloses, aber nicht ein geschäftiges Leben. Der Gegensatz von Ruhe ist nicht Arbeit, sondern Ruhelosigkeit.

Jesu Christi vollständige und einheitliche Treue gegen das Ziel seines Lebens gab ihm in seiner bewegten Laufbahn eine solche Ruhe, daß er seinen Jüngern mit Recht seinen Frieden vermachen konnte. Seine Speise

und sein Trank, das, was ihn von Tag zu Tag erhält, ist, — so sagt er — daß er vollbringe, was ihm zu thun gegeben ist. Daß Jesus von der Bestimmung seines Lebens niemals abweicht, das giebt ihm während der aufregendsten Unruhe von außen den Frieden im Innern. Die Menschen nehmen sich Jesu Leben zur Richtschnur für ihr eigenes Leben, gerade wie sie sich durch den Kompaß des Seemannes leiten lassen, weil er beständig die eine Richtung zeigt. Ihr könnt ihm folgen, da Ihr wißt, daß er nicht abweicht. Es mag um Euch herum stockfinster sein, der Wind mag sich drehen und wenden, Ihr haltet Eure kleine Laterne an die Nadel und wißt, daß sie recht zeigt. Sie ist mitten im Sturm das Zeichen der Standhaftigkeit, als wenn sie zu dem verirrten Reisenden sagte: „Meinen Frieden gebe ich Euch," und wer auf sie hinblickt, kennt seine Richtung und fährt in Frieden weiter. So ist der Frieden Jesu Christi eine innere Ruhe, die aus einem ungeteilten Leben geboren wird. Und nun kommt er, wie damals an dem letzten Tage seines Lebens, da er den Menschen die Gabe des Friedens bot, an diesem Nachmittage mit derselben Gabe wieder zu der modernen Welt.

Bei all den großen Errungenschaften an Wissenschaft und Macht, die wir der Jetztzeit verdanken, scheint ein Schatz beinahe ganz verloren gegangen zu sein — der Segen des Friedens. Bei all den besonderen Privilegien und Segnungen des amerikanischen Lebens ist sicherlich seine ruhelose, fieberhafte, unstäte, friedlose Lebensart ein ihm eigentümliches Übel. Mr. Ruskin sagte einmal, daß die Amerikaner, als Nation betrachtet, weder Bedürfnis nach Ruhe noch Empfänglichkeit für sie hätten; un-

befriedigt von dem, was sie sind, den Fluten der stürmischen See gleich, die nicht ruhen kann, hätten sie doch kein Ideal, das sie zu erreichen streben. Müssen wir nicht bekennen, daß dieses Urteil richtig ist? Unsere industrielle Unzufriedenheit und unser sozialer Ehrgeiz und die Anstrengung und Anspannung und Konkurrenz des amerikanischen Lebens reißt beinahe jeden in seinen besonderen Strom hinein, bis wir ganz und gar aus der Hörweite so milder Worte hinausgeführt sind wie: „Den Frieden lasse ich Euch, kommt zu mir und Ihr werdet Ruhe finden".

Aber Jesus lehrt uns nicht, daß diese stürmische Thätigkeit des modernen Lebens an sich ein Übel ist. Im Gegenteil, wir müssen es wie ein großes Vorrecht anerkennen, daß wir in einer Zeit und in einem Lande leben, das an sozialer Bewegung und sozialem Wandel reich ist. Das ist die erste Bedingung, um teil zu haben an dem Schaffen und Formen einer bessern Zukunft. Jesus schreckte nicht vor der angestrengten Thätigkeit der ihm gegebenen kurzen drei Jahre zurück. Er fand seinen Ruhm darin; er folgte ihren Weisungen und ging mit erhabener und hoher Freude durch sie hindurch. Wir müßten dieselbe Dankbarkeit für jedes Leben empfinden, das die Zeichen der gegenwärtigen Zeit anerkennt. Es ist eine gute Zeit, in der wir leben, eine schöpferische, abwechselungsreiche, prophetische Zeit. Gerade der Druck ihrer Anforderungen ist für uns ein Ruf zum Dienst. Die Rastlosigkeit der Zeit ist besser als der Stillstand der ruhigeren Jahre. Soziale Fiebrigkeit ist besser als sozialer Tod.

Was aber giebt dieser hastenden, alles an sich reißenden Zeit der modernen Welt das Pathos? Nicht ihre

ungeheuere Thätigkeit, sondern der zerstreute, geteilte, unbestimmte Sinn, der sich in eine Thätigkeit ohne Ziel und Zweck stürzt. Es wird erzählt, daß Mr. Huxley einmal auf dem Wege zu einer Versammlung der britischen Gesellschaft in Dublin sehr spät am Bahnhof ankam, sich in einen Wagen warf und dem Kutscher zurief: „Schnell fahren!" Der Wagen fuhr fort und rasselte durch die Straßen, als Mr. Huxley fragte: „Wissen Sie eigentlich, wohin wir wollen?" und der Kutscher antwortete: „Nein, ich weiß nicht, wohin wir wollen; aber auf jeden Fall fahre ich schnell". Ist das nicht ein Bild der modernen Zeit? Man fährt schnell, ohne zu wissen, wohin man fahren will, eine Eile ohne Plan, eine Ruhelosigkeit ohne Ziel oder Frieden? Was thut dieser sozialen Unzufriedenheit wirklich not? Das weiß sie selber nicht genau. Das gerade macht sie so pathetisch. Sie ersehnt etwas, was sie noch nicht erreicht hat. Wie einer aus dem bemitleidenswerten Gefolge des Generals Coxey sagte, als er vor Washington trat: „Wir wissen nicht, woran es uns fehlt; aber es fehlt uns sehr, und wir bedürfen es rasch".

Und trifft nicht dasselbe bei den Zerstreuungen und dem Ehrgeiz des modernen sozialen Lebens zu? Wer wüßte nicht, was es heißt, ohne irgend einen klaren und haltbaren Grund außerordentlich geschäftig zu sein! Ehrgeizig zu sein ohne ein Ziel, nach Dingen zu streben, deren man nicht bedarf, des geteilten, halb frivolen, halb ernsten Sinnes bewußt, zwischen jenen beiden Arten von Menschen zu stehen, die, wie Laurence Oliphant sagt, die englische Gesellschaft ausmachen, — die ganz Weltlichen und

die weltlich Heiligen. Das Geheimnis des friedlosen Lebens liegt in dem ziellosen und unbestimmten Sehnen des Herzens, das nicht den Psalm zu singen gelernt hat: „Mein Herz ist bereit, Gott, mein Herz ist bereit".

Nun kommt Jesus Christus an dem heiligsten Abend seines Lebens zu einem solch rastlosen, sich aufreibenden, durch widersprechende Ziele geteilten Leben und zeigt den Weg nicht zur Gewißheit der Überzeugung noch zur Bestimmtheit des Glaubens, aber zu der Erlangung des geistigen Friedens. Es soll kein Rückzug von den absorbirenden Interessen der Gegenwart sein; denn auch Jesus fand den Frieden nicht dadurch, daß er sich von den Ereignissen des Tages fernhielt; man erreicht ihn einfach durch die gesunde und verständige Hingabe des Lebens an die Ideale des christlichen Glaubens. Ihr könntet Euch heute z. B. selber sagen: Ich erwarte in meinem Leben keine äußere Ruhe und Rast. Ich werfe mich, gleich meinem Meister, in die Konflikte und Aufgaben der Zeit; aber ich will in Frieden und nicht zerstreut darin leben. Im Grunde ist es ja nicht meine Welt. Ich bin nur in derselben, um mein Bestes zu thun. Meine Speise und Trank ist, daß ich thue den Willen des, der mich gesandt hat. Und was ist diese neue Ruhe, mit der du dein Werk anzugreifen versuchst? Nun es ist der Friede Gottes, der über alles Verstehen ist. Es ist das große Wort, das wieder zu Euch gesprochen wird: „Den Frieden lasse ich Euch, meinen Frieden gebe ich Euch".

Hinter allem Ehrgeiz und allem Sehnen liegt die Einheit der Ziele, die der Seele Frieden giebt. Wer weiß, was vor uns liegt, wenn wir unsere verschiedenen Wege

in unsere verschiedenen Lebenslagen gehen? Wer weiß, ob wir nicht, wie vor Jahrhunderten Jesus, vor einem Gethsemane, vor Verrat, Einsamkeit und Kreuz stehen! Und was würde es für uns bedeuten, wenn wir in diese unbekannten Tage mit der Macht des ungeteilten, unzerstreuten Lebens eintreten könnten, welches in Gott ruht — „ein Leben", wie Matthew Arnold sagt, „der Arbeit, die nicht von der Ruhe getrennt ist?" „Du erhältst stets Frieden nach gewisser Zusage", sagt Jesaias; „denn man verläßet sich auf dich." Und Jesus blickt heute aus seiner eigenen Unruhe heraus in die beunruhigte Welt hinein und sagt wie damals: „Meinen Frieden lasse ich Euch!"

# Ausgewählte Christliche Reden

von

## Sören Kierkegaard.

**Aus dem Dänischen übersetzt von Julie von Reincke.**

---

Nebst einem Anhange über

## Kierkegaard's Familie und Privatleben

nach den persönlichen Erinnerungen

**seiner Nichte, Fräulein Lund.**

Nebst einem Bilde Kierkegaard's
und seines Vaters.

---

Der Reinertrag ist für ein Isolierhaus am Elisabethenstift
zu Darmstadt bestimmt.

Oktav-Format. 1901 170 Seiten.

Elegant geheftet 3 Mark. — Elegant gebunden 4 Mark.

Die berühmten Reden des sonderbaren Dänen über das Sorgen sind hier zum ersten Male ins Deutsche übertragen. Man kann diesen grossen Denker nicht genug studieren, aber sich kaum genug davor hüten, ihm die eigene Persönlichkeit auszuliefern. Interessant ist er immer. (Evangel. Kirchenzeitg.)

Wenn man K. den „christlichen Sokrates" genannt hat, so hat man seine bleibende Bedeutung damit gut bezeichnet. Wie der griechische Weise wirkt er dadurch, dass er die Menschen auf die höchsten Lebensfragen aufmerksam macht, um ihnen womöglich zum wahren und wirklichen Sein zu verhelfen und sie zu sich selbst kommen zu lassen. — Auch für die Theologie unserer Zeit könnte man K. einen Propheten nennen. — Wir empfehlen das Büchlein unsern Lesern, weil wir die Beschäftigung mit K. für äusserst anregend halten.
(Christl. Welt.)

Viel zu wenig ist K., dieser hervorragende Schriftsteller, in Deutschland bekannt und gewürdigt. Die christlichen Reden sind bei aller Tiefe so einfach und klar gehalten, dass sie ein Kind zu verstehen vermag. Wir empfehlen das auch äusserlich schön ausgestattete Buch unserm Leserkreis aufs wärmste.
(Das Volk.)

Das thut einem doch in der Seele wohl, zwischen hinein über ein Buch zu berichten, das man Allen zur Lektüre empfehlen kann. (Züricher Freitagsztg.)

Am Schlusse einer ausführlichen günstigen Besprechung heisst es: „Wir sind überzeugt, dass das Buch im Sinne der heimgegangenen Uebersetzerin wirklich dazu dienen wird, diesen seltenen Geist auch weiteren hommes de désir in Deutschland aufzuschliessen". (Stadt und Land.)

*

## Von Schleiermacher zu Ritschl.

Zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der Dogmatik.

Von Professor D. Ferdinand Kattenbusch in Giessen.

Oktav. 1893. M. 1.20.

---

## Die neuen Funde auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte

(1889—1898).

Von Prof. D. Gustav Krüger in Giessen.

Oktav. 1898. M. —.60.

---

## Konnte Jesus irren?

Von Prof. Dr. P. Schwartzkopff in Wernigerode.

Gross-Oktav. 1896. M. 1.—.

---

## Die Irrtumslosigkeit Jesu Christi

und der christliche Glaube.

Von Prof. Dr. P. Schwartzkopff in Wernigerode.

Gross-Oktav. 1898. M. 2.—.

---

## Die Bildersprache Jesu

in ihrer Bedeutung für die Erforschung seines inneren Lebens.

Von Lic. Dr. Heinrich Weinel, Priv.-Doz. in Bonn.

Gross-Oktav. 1900. M. 1.20.

---

## Die Idee des Reiches Gottes in der Theologie

von Prof. D. Johannes Weiss in Marburg.

Oktav. 1900. M. 3.—.

---

## Zeit- und Streitfragen der Kirche.

Gesammelte Abhandlungen

von Lic. Dr. Julius Böhmer, Pfarrer.

Gross-Oktav. 1898. M. 7.50.

---

## Das Christentum als Religion des Fortschritts.

Zwei Abhandlungen:

„Das sociale Programm des Apostels Paulus"

„Die Inspiration der heiligen Schrift".

Von Dr. theol. Chr. A. Bugge in Kongsberg.

Gross-Oktav. 1900. M. 1.40.

---

## Die Rechtslage des deutschen Protestantismus

1800 und 1900.

Von Pfarrer Erich Foerster in Frankfurt a. M.

Oktav. 1900. M. —.80.

# Gesundheit und Erziehung.

**Eine Vorschule der Ehe.**

Von

**Georg Sticker,**

Professor der Medicin an der Universität Giessen.

Oktav-Format. 1900 240 Seiten.

**Elegant gebunden: 4 Mark.**

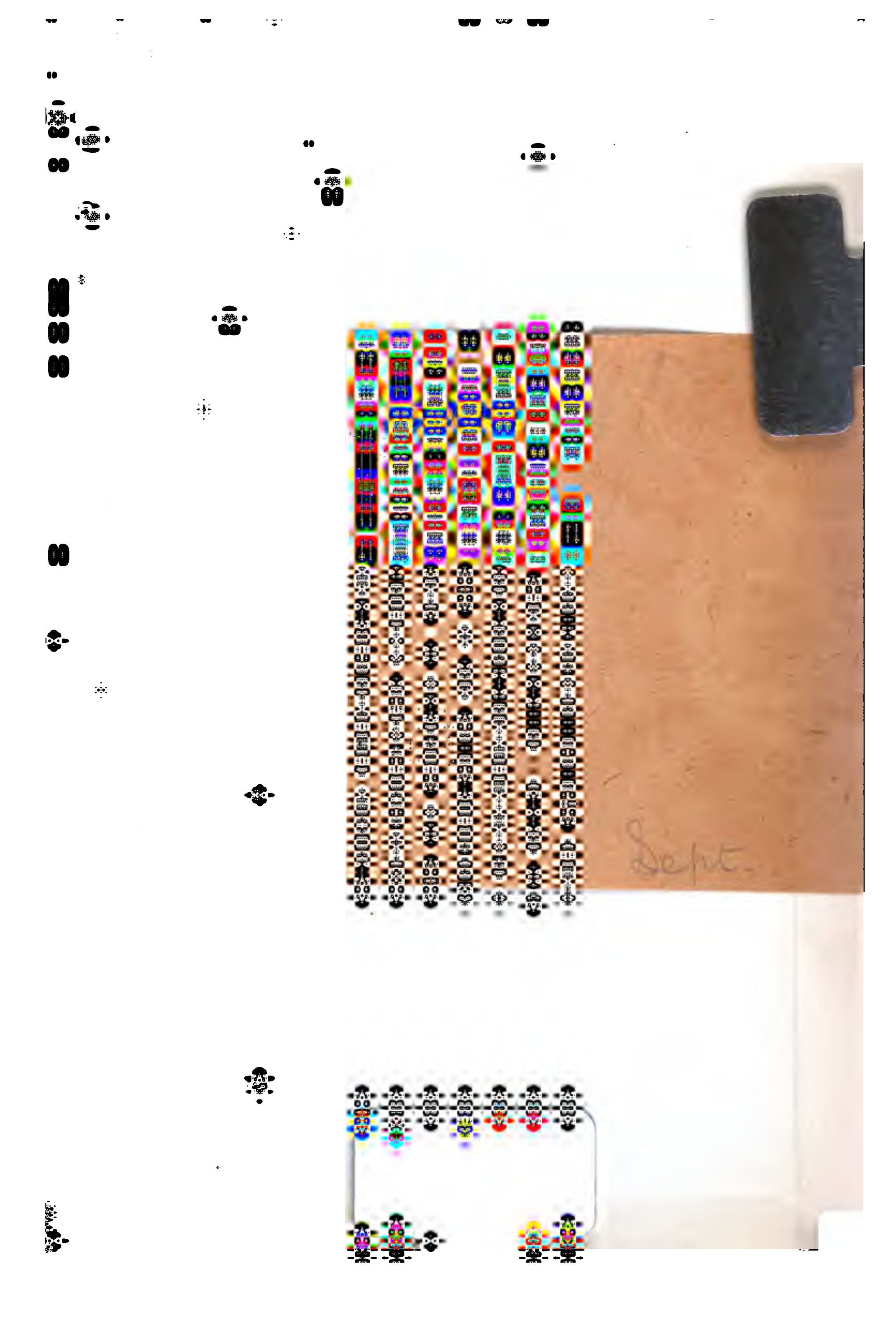
Der Verfasser dieses von wahrer Menschenliebe erfüllten Buches wendet sich mit ernster Mahnung an die Eltern, dass es von ihnen abhängt, „ob ihre Kinder gesund und schön und weise und gut, ob sie Blüten der Menschheit oder ihr Abschaum sein werden“. Mit ernsten Worten hält er ihnen ihre Pflichten gegen die Kinder vor, die geborenen wie die ungeborenen. Ich empfehle das edle und reine Buch Allen, denen ihr und ihrer Kinder Glück am Herzen liegt.
(Christl. Welt.)

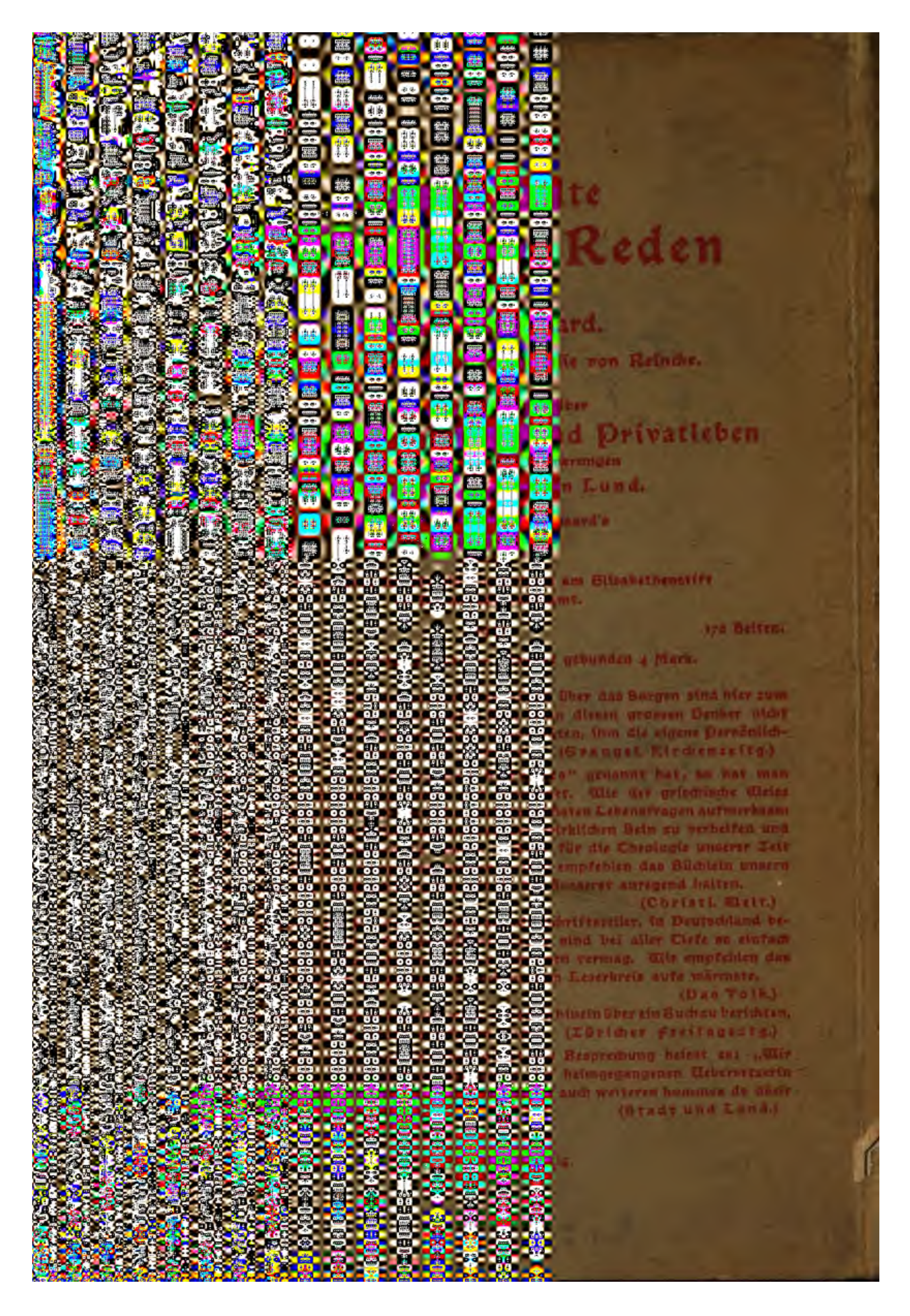
Das Büchlein ist in hohem Grade anregend geschrieben, sodass sein Lesen einen wahren Genuss bietet, und es enthält so viel Wahrheiten und so viel Beherzigenswertes, dass man seine weiteste Verbreitung, und zwar nicht nur in ärztlichen und pädagogischen Kreisen nur wünschen kann. Die Ausstattung ist vortrefflich. (Literar. Centralblatt.)

Wahrlich das Buch verdient allgemein verbreitet und in jeder Familie beherzigt zu werden. (Deutsche Litt.-Ztg.)

Ein wahrhaft guter Mensch und ein geistreicher Gelehrter spricht aus diesem kleinen Buche, das mehr enthält als der Titel verspricht. Um zu lehren, wie man trotz der Überkultur unserer Zeit, welche, indem sie den Körper schädigt, auch dem Geiste Gefahren bringt, an beiden gesund bleiben kann, wie man insbesondere die Kinder auch bei einer anspruchsvollen Erziehung gesünder und stärker machen kann, dazu ist dieses Buch geschrieben. Es ist eines der nützlichsten und schönsten, die man lesen kann. (Wissen für Alle.)

Bücher vom Werte des Sticker'schen werden nicht häufig geschrieben. Eltern und Lehrern diene das Buch zu ernstem Studium, der Vater möge es dem Sohne mit auf die Universität geben, und hoffentlich sind viele Mütter frei genug von ungesunder Prüderie, um es der erwachsenen Tochter zu empfehlen.
(Wiss. Beil. z. Germania 1901.)


Sept.



...te
...Reden

...ard.

...e von Reincke.

...ber
...d Privatleben
...ermigen
...n Lund.
...aard's

... am Elisabethenstift
...mt.

... 172 Seiten.

... gebunden 4 Mark.

... über das Sorgen sind hier zum
... diesen grossen Denker nicht
...ten, ihm die eigene Persönlich-
(Evangel. Kirchenzeitg.)

...o" genannt hat, so hat man
...r. Wie der griechische Weise
...sten Lebensfragen aufmerksam
...irklichen Sein zu verhelfen und
... für die Theologie unserer Zeit
... empfehlen das Büchlein unsern
...nserer anregend halten.
(Christl. Welt.)

...hriftsteller, in Deutschland be-
... sind bei aller Tiefe so einfach
...n vermag. Wir empfehlen das
...n Leserkreis aufs wärmste.
(Das Volk.)

...hlein über ein Buch zu berichten.
(Zürcher Freitagszitg.)

... Besprechung heisst es: „Wir
... heimgegangenen Uebersetzerin
... auch weiteren Kreisen ...
(Stadt und Land.)